

Karin Guth

2 3105

Der Sinto Walter Winter
überlebt den Holocaust



Karin Guth

Z 3105

Der Sinto Walter Winter
überlebt den Holocaust

Karin Guth hat Philosophie, Kunst und Germanistik in Hamburg und Oxford studiert und auf allen drei Gebieten in der Lehre und freischaffend gearbeitet. Sie lebt in Hamburg und befasst sich seit mehreren Jahren intensiv mit dem Thema privater und öffentlicher Erinnerung.

Karin Guth

Z 3105

Der Sinto Walter Winter
überlebt den Holocaust

VSA: Verlag Hamburg

www.vsa-verlag.de

Dank an Guido Speckmann vom VSA-Verlag für die angenehme Zusammenarbeit.

Diese Publikation wurde von Struan Robertson gefördert.

Abbildungsnachweis:

Karin Guth: Titelfoto und Rückseite sowie die Fotos auf den Seiten 184, 189, 192.

Struan Robertson: Geografische Karten auf den Seiten 15, 68, 146 sowie Übersicht Seite 73.

Lagepläne auf den Seiten 65, 66, 124, 135: Enzyklopädie des Holocaust (1995), Argon Verlag GmbH, Berlin.

Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau: Seite 61.

Alle übrigen Fotos und Dokumente: Privatbesitz Walter Winter.

© VSA-Verlag 2009, St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagfoto Vorderseite: Walter Winter, Träger des Bundesverdienstkreuzes Erster Klasse, in Hamburg 2008; Rückseite: Walter Winter und seine Frau Marion in Oświęcim (Polen) 2007.

Druck und Buchbindearbeiten: Idee, Satz & Druck, Hamburg

ISBN 978-3-89965-337-3

Inhalt

Vorwort	7
Teil eins: Ostfriesland	
Familie und Kindheit	13
Schulzeit	24
Nazizeit. Der Anfang	34
Arbeitsdienst und Marine	44
Entlassung und Verhaftung	52
Teil zwei: Auschwitz – Ravensbrück – Sachsenhausen – Fronteinsatz	
Auschwitz-Birkenau	63
Vergasungsaktionen	106
Transport	117
Ravensbrück	123
Sachsenhausen	134
Fronteinsatz	142
Teil drei: 1945 bis heute	
Neue Existenz und Familiengründung	167
Erinnerungsarbeit	183
Anhang	
Anmerkungen	197
Chronologie des Völkermords an den Sinti und Roma	203
Sinti und Roma in Deutschland	206
Literatur. Eine Auswahl	225

Vorwort

Walter Winter war der erste Auschwitz-Überlebende, dem ich begegnet bin. Und er war der erste Sinto, den ich näher kennenlernte. Auf der Suche nach Zeitzeugen für eine geplante künstlerisch-dokumentarische Installation, die an die Verfolgung der Hamburger Sinti und Roma erinnern sollte, saß ich Walter Winter im April 2002 zum ersten Mal gegenüber. Offen, dennoch aber mit einer Portion Skepsis gegenüber einer Vertreterin der Mehrheitsgesellschaft, die in Eigeninitiative und ohne finanzielle Interessen beabsichtigte, die nationalsozialistische Verfolgung dieser Minderheit öffentlich zu machen, ließ er sich mein Vorhaben erklären. Erleichtert und dankbar war ich, als er mich wenige Tage nach unserer ersten Begegnung anrief und mir seine Unterstützung bei der Umsetzung meiner Idee zusicherte. Unzählige Male haben wir beisammen gesessen, im Sommer auf dem wunderschönen Balkon seiner Wohnung über den Dächern von St. Pauli, im Winter gemütlich auf dem Sofa Fotos betrachtend, oft gemeinsam mit seiner Frau Marion und meinem Mann Struan Robertson. Bei allen Treffen war Walter Winter immer wieder bereit zu erzählen, was er erlebt hat. Seinen Kindheitserinnerungen, den Berichten von glücklichen Tagen als Kind einer großen Sinti-Familie, seinen anschaulichen Schilderungen der Orte und Kleinstädte in Ostfriesland zuzuhören, ließ ein Bild unbeschwerter Kindheit entstehen. Diese Phase im Leben von Walter Winter war kurz, denn schon vor dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft erlebt er Diskriminierungen, ist er als Kind Zeuge, wie sein Vater durch einen Polizisten gedemütigt wird. Die Familie hält nach der Machtübernahme Hitlers noch weitergehenden Diskriminierungen stand, es gelingt ihr sogar, als Schausteller auf den Jahrmärkten in Ostfriesland erfolgreich zu sein, bis sich Situationen der Ausgrenzung mehr und mehr häufen. Walter Winter wird dennoch Marinesoldat, genießt Ansehen bei Vorgesetzten und Kameraden. Die rassistische Ideologie der Nationalsozialisten bestimmt aber inzwischen alle Bereiche der Gesellschaft. Eingestuft als »Nicht-Arier« wird er 1942 aus der Wehrmacht entlassen. Er ahnt nicht, dass im selben Jahr, am 16. Dezember, der so genannte Auschwitz-Erlass von Heinrich Himmler in Kraft gesetzt und die Deportation der Sinti und Roma nach Auschwitz beschlossen wird.

Mit Aufmerksamkeit und Empathie habe ich zugehört, was Walter Winter über die 24 Jahre seines Lebens berichtete, bis er im März 1943 in das Todeslager Auschwitz deportiert wurde. Ich spürte seinen Stolz, wenn er von den erfolgreichen Lehrgängen bei der Marine sprach, und empörte mich, wenn

es um Ungerechtigkeiten und Diskriminierungen ging, die er erfahren hat. Sprachlos, fassungslos und beschämt war ich, wenn Walter Winter die grauenvollen Zustände, das unermessliche Leid, die Demütigungen, die körperlichen und seelischen Schmerzen im »Zigeunerlager« in Auschwitz schilderte. Sein Bericht über die Situation der Häftlinge in Ravensbrück und Sachsenhausen, Konzentrationslager, in die man Walter Winter mit anderen deportierte, bevor fast 3.000 Sinti und Roma in der Nacht des 2. August 1944 in Auschwitz vergast wurden, hat mich entsetzt.

Er hat mir seine Geschichte erzählt, ich konnte nachfragen und bekam genaue Antworten, immer wieder hat er sich dem schmerzlichen Prozess ausgesetzt, sich an Einzelheiten erinnert und Situationen in Gedanken noch einmal durchlebt. Mit dieser Last der Erinnerung lebt Walter Winter. Aber er schweigt nicht, als Überlebender legt er Zeugnis ab, um den Völkermord an der Minderheit der Sinti und Roma bekannt zu machen.

Zwei Jahre sind im Leben eines Menschen keine lange Zeit, zwei Jahre im Todeslager Auschwitz, in den Konzentrationslagern Ravensbrück und Sachsenhausen und im mörderischen Zwangseinsatz als Soldat in SS-Uniform drei Wochen vor Kriegsende, dauern ein Leben lang an. Die grauenvollen Erlebnisse, die alle vorstellbaren Alltagserfahrungen übersteigen, haben sich in das Gedächtnis von Walter Winter eingebrannt, sichtbar zudem durch die auf seinen Arm tätowierte Nummer Z 3105. Diese zwei Jahre zu überleben, bedeutete, 750 Mal, an 750 Tagen um das Leben zu kämpfen. Walter Winter hatte die Kraft, immer wieder die täglichen Demütigungen, die täglichen Angriffe auf sein Leben zu überstehen.

So qualvoll Walter Winters Erinnerungen an die Konzentrationslager sind und er das Geschehene nie vergessen kann, so geht sein Leben weit über diese Zeit hinaus. Gebannt habe ich auch zugehört, wenn er von seinem Leben als Schausteller erzählte, von selbst entworfenen Fahrgeschäften, von Blumenverlosungen und seiner Freude daran, anderen eine unterhaltsame Zeit zu bereiten. Aber er hat auch davon gesprochen, dass er Diskriminierungen nach 1945 erlebt hat und er auch heute manchmal mehr oder weniger verdeckte Ablehnung erfährt, wenn er sich als Sinto zu erkennen gibt. Seinen Zorn mit dem Blick auf die Vergangenheit und Situationen der Gegenwart habe ich oft miterlebt. Sein Kampf um Gerechtigkeit, um Respekt vor Menschen, die nicht anders sind als alle anderen, ist Vorbild für mich.

Seit unserer ersten Begegnung hatten wir uns viele Male getroffen, als wir im Januar 2004 die Ausstellung eröffnen konnten. Das von mir initiierte Projekt wurde von allen Sinti mitgetragen. Einige von ihnen habe ich durch Walter Winter kennengelernt. Auch im Anschluss an die Ausstellung riss unser Gesprächsfaden nicht ab, wir trafen uns weiterhin oft, genossen gemeinsam

die Sommersonne auf dem Balkon, machten Ausflüge zusammen, und ich war dabei, als Walter Winter bei einer Veranstaltung in der Gedenkstätte Sachsenhausen vor Politikern und großem Publikum seine Erfahrungen als Häftling schilderte. 2007 durfte ich Walter Winter und andere Überlebende des »Zigeunerlagers« zur Gedenkfeier am 2. August nach Auschwitz begleiten. Dafür bin ich ihm und auch den anderen Sinti sehr dankbar.

Als die Idee aufkam, Walter Winters Lebensgeschichte neu zu schreiben und damit das seit vielen Jahren vergriffene Buch zu ersetzen, das im Stil der »Oral History« seine Schilderungen wörtlich wiedergibt und von Walter Winter aus verschiedenen Gründen kritisiert wird, überlegte ich, aus welcher Perspektive ich seine Lebensgeschichte schreiben sollte. Wenn er mit seinen Worten unzufrieden ist, weil sie nicht die Bilder und Gefühle treffen, die seine Erinnerung bis heute besetzen, wie sollte es mir möglich sein? Ich habe dennoch den Versuch gewagt und mir erlaubt, seine Perspektive einzunehmen und auszudrücken, was er mir im Laufe von über sechs Jahren erzählt hat.

Tonbandaufnahmen oder gezielt geführte Interviews habe ich nicht gemacht, aber durch unsere unzähligen Gespräche, durch genaues Zuhören und durch meine Beschäftigung mit anderen Quellen haben sich bei mir Vorstellungsbilder verdichtet, die ich schließlich in meine Worte umgesetzt habe. Dafür habe ich ergänzende Recherchen angestellt, Dokumente und historische Informationen genutzt, um das, was Walter Winter erlebt hat, so anschaulich und präzise wie möglich darzustellen. Die Beschreibungen von Einzelheiten, Situationsschilderungen, Orten, Zeiten und Zusammenhängen entsprechen seinem Urteil nach dem, was er zum Ausdruck bringen möchte. Ich habe hinzugefügt, was an zeitgeschichtlichen oder sachbezogenen Informationen für Leserinnen und Leser wichtig sein könnte, indem ich in die Lücken seines Berichts hineingeschrieben habe.

»Z3105« ist die Geschichte eines Überlebenden des Holocaust, aber sie ist vor allem auch die Lebensgeschichte eines Sinto. Wenn das Lesen der Lebensgeschichte von Walter Winter zu etwas mehr Wissen über unsere Nachbarn, über die Sinti und Roma, führt und zu Respekt ihnen und anderen Minderheiten gegenüber, haben sich für ihn die Anstrengungen gelohnt, sich dem Erinnern immer wieder auszusetzen. Wenn es mir gelungen ist, seinen Bericht mit meinen einführenden Ergänzungen zu verbinden, d.h. seine Erfahrungen mit meinen Worten so zu schildern, dass das Erlebte möglichst genau widergespiegelt wird, freue ich mich.

Danken möchte ich vor allem Walter Winter für sein Vertrauen, für seine unermüdliche Erinnerungsarbeit und für seine Geduld, mit der er meine vielen Fragen beantwortet hat. Ganz besonders möchte ich auch seiner Frau Marion danken, eine Freundin inzwischen, die mit großer Geduld, Klugheit,

interessierter Neugier und herzlicher Gastfreundschaft bei allen unseren Treffen anwesend war und nicht nur um das leibliche Wohlergehen bemüht war, sondern auch durch ihre eigenen Erfahrungen mein Wissen bereichert hat. Schließlich bin ich dankbar, dass mein Mann Struan Robertson diese Arbeit mit viel Verständnis begleitet, mit geographischen Karten und Recherchen unterstützt hat. Walter Winter und seine Frau Marion, mein Mann Struan Robertson und ich, wir sind Freunde geworden.

Karin Guth, November 2008

Nazizeit. Der Anfang

1.

Ein Jahr nachdem Hitler die Regierung übernommen hatte und die NSDAP immer mehr Zulauf bekam, waren die Veränderungen schon zu spüren. Wir hatten davon gehört, dass kaum 50 Kilometer entfernt von Oldenburg in Esterwegen¹ ein Lager für Hitler-Gegner eingerichtet worden war. Mein Vater saß manchmal mit den Männern aus der Verwandtschaft zusammen, und ich bekam mit, dass sie sich Sorgen machten und überlegten, wie es wohl in Deutschland weitergehen würde. Sie ahnten wahrscheinlich, dass unsere Art zu leben, vielleicht sogar unsere Haarfarbe den Nazis bald ein Dorn im Auge sein würde. Wenn wir in einen etwas größeren Ort kamen, hatten wir das Gefühl, als ob die Leute uns beobachteten und besonders misstrauisch anguckten. Der Kleidung nach haben wir gar nicht anders ausgesehen, aber wir waren eben dunkel, hatten schwarze Haare. Wir merkten schon am Blick, was die Leute über uns dachten. Heute fallen Dunkelhaarige oder Menschen mit etwas dunklerer Hautfarbe im Stadtbild kaum auf, aber damals gab es nicht viele, die ähnlich aussahen wie wir. Wenn sie damals jemand mit schwarzem Haar gesehen haben, war das für sie ein »Zigeuner«. Mein Vater hatte Angst um uns und schärfte uns ein: »Benehmt euch immer anständig! Lasst euch nicht provozieren! Sprecht in der Öffentlichkeit kein Romanes, sondern nur Deutsch!« Wir haben auf die Eltern gehört und sind jedem Ärger aus dem Weg gegangen. Unsere Sprache haben wir nur gesprochen, wenn wir unter uns waren. Schon als Kinder haben wir uns an diese Regel gehalten. Wenn die Leute einen nicht verstehen, werden sie sofort misstrauisch.

Ein Ereignis hat mir gezeigt, wie die Nazis mit einem umspringen, wenn man nicht das macht, was alle machen. Die SA marschierte durch Osterburg, mit der Hakenkreuzfahne vorneweg. Fast alle Leute aus dem Ort standen am Straßenrand mit ausgestrecktem Arm. Diese Art der Begrüßung hatten die Nazis eingeführt, »Hitlergruß« nannten sie das. Ich hatte mich bis nach vorn durchgeschlängelt, weil ich neugierig war. Den Arm hielt ich aber nicht ausgestreckt. Mir kam das komisch vor. Ein SA-Mann sieht mich, kommt direkt auf mich zu und brüllt mich an: »Kannst du nicht grüßen, wie es sich gehört?« Im selben Moment gibt er mir eine solche Ohrfeige, dass ich fast hingefallen wäre. Das hat mir gereicht. Solche Aufmärsche habe ich mir nie wieder angesehen.

Wer noch nicht zu den Nazis gehörte, wurde eingeschüchtert. Nach und nach machten immer mehr mit, entweder aus Überzeugung oder aus Angst,



Walter Winter links, neben ihm Mathilde Labuda und seine Schwester Rosa mit Freund

aus der Reihe zu tanzen und dafür auf irgendeine Art bestraft zu werden. Die Nazis bekamen immer mehr Macht und gaben zunehmend den Ton an, sie kontrollierten fast alles. Wer ihnen nicht passte, wurde fertig gemacht. Osternburg war vor 1933 erzkommunistisch gewesen, besonders die Arbeiter der Glashütte. Auch im Boxverein – mein Bruder Erich war nicht nur Fußballspieler, sondern auch Boxer – waren viele Kommunisten, Erzkommunisten. Sie waren plötzlich alle weg. Man erzählte sich hinter vorgehaltener Hand, dass sie alle verhaftet worden waren und man sie ins Lager nach Esterwegen gebracht hatte. Ob das stimmte, wussten wir nicht genau.

Meine Schwestern gingen gern tanzen, wenn irgendwo ein Fest im Ort war. Wir sind immer alle zusammen ausgegangen, um sicher zu sein. Wenn wir ein Mädchen aus dem Ort zum Tanzen aufforderten, guckten die Männer gleich misstrauisch und man hörte, wie gesagt wurde: »Der ›Zigeuner‹ da, der macht sich an unsere deutschen Mädels ran.« Wenn wir das mitbekamen, haben wir den Saal gleich verlassen. Es war besser, jedem Ärger aus dem Weg zu gehen.

In Cloppenburg besuchten wir einmal mit meinen jüngsten Tanten, einigen Geschwistern, Cousinen und Cousins ein Tanzfest. Wir wussten nicht, dass auch SA-Leute und SS-Männer vom Lager in Esterwegen zu diesem Ball kommen würden. Die gehörten dort zur Wachmannschaft. Wir tanzten und

vergnügten uns. Als das beste Tanzpaar prämiert werden sollte, haben wir uns beteiligt, aber natürlich auch viele von der SS und von der SA. Der Preis ging an einen SA-Mann mit seiner Tanzpartnerin. Ganz leise sagte ich zu meiner Cousine, die neben mir stand: »Wenn das kein Wunder ist!« Das muss einer von denen gehört haben. Mehrere dieser Männer sind sofort auf mich zugekommen und haben behauptet, ich hätte mich darüber lustig gemacht, dass ein SA-Mann den ersten Preis gekriegt hat! Ich habe gar nichts geantwortet, sondern bin sofort raus, weil ich sah, dass alle auf mich los wollten. Ich bin also aus dem Saal und bin gerannt, gerannt, gerannt. Die hinter mir her. Als Sportler war ich natürlich schneller. Und außerdem trugen sie alle Uniform, und darin läuft es sich nicht so gut. Aber sie waren mir auf den Fersen. Schließlich habe ich mich in eine Gaststätte gerettet und in der Toilette versteckt. Da hätten sie mich fast erwischt.

Glücklicherweise gehörte ein SS-Mann zu meinen Verfolgern, der bei meiner Großmutter im Hinterhaus wohnte. Er war in meinem Alter. Wir kannten uns von Kindesbeinen an, Kalli hieß er. Er war auch auf dem Tanzfest gewesen, hatte alles gesehen und ist hinterhergelaufen. Er pfeift dreimal auf seiner Trillerpfeife und ruft dann: »Zurück! Sofort zurück!« Kalli war etwas Höheres bei der SA, ihm mussten sie gehorchen. Sie hielten an und trotteten zurück. Zu mir hat er nur gesagt: »Hau ab!« Das war meine Rettung. Wenn der nicht gewesen wäre, hätten sie mich fertig gemacht. Viele Jahre später, nach 1945, haben mein Bruder Erich und ich ihn zufällig wieder getroffen. Zwischen seinem Leben und unserem lagen Welten. Er war SS-Mann geworden und wir KZ-Häftlinge. Ein SS-Mann, der bei einer Sinti-Familie zur Untermiete gewohnt hat. Als der Krieg anfang, ist er bei meinen Großeltern in Cloppenburg ausgezogen. Vielleicht hat man ihn dazu gezwungen. Bei unserer späteren Begegnung haben wir uns eine Weile über Belangloses unterhalten. Freunde waren wir nicht.

Dieser Vorfall beim Tanzen war nur der Anfang. Die Nazis gewannen damals immer mehr die Oberhand, wir haben uns kaum noch getraut, auf irgendwelche öffentlichen Tanzfeste oder Vergnügungen zu gehen. Sie hatten es immer mehr auf uns abgesehen. Und viele, die wir gut kannten, waren plötzlich Parteimitglieder. Leute, von denen man es nie erwartet hatte, behandelten uns, nur weil wir Sinti waren, plötzlich wie Aussätzige oder wie Verbrecher. Wenn man das selbst nicht erlebt hat, kann man es sich wahrscheinlich nicht vorstellen, was das für ein Gefühl ist, abgelehnt zu werden, nur weil man so geboren ist, wie man geboren ist, weil man ein paar andere Sitten und Gebräuche hat, eine etwas andere Tradition als die große Mehrheit – aber doch Mensch ist wie alle anderen.

2.

Über ein Jahr waren die Nazis inzwischen an der Macht. Das Leben wurde für uns schwieriger. Meine Mutter konnte kaum noch Textilien verkaufen, weil die Bauern, die ihr früher gern etwas abkauften, sie sogar oft auf eine Tasse Kaffee ins Haus baten, ihr jetzt oft die Tür wiesen. Entweder machten sie gar nicht auf, wenn sie durchs Fenster sahen, dass meine Mutter draußen stand, oder sie schickten sie mit unfreundlichen Worten weg. Diejenigen, die sich vielleicht noch nicht gänzlich gewandelt hatten, sagten leise: »Sie müssen verstehen, Frau Winter, die Nachbarn... Sie sagen, dass man von Zigeunern nichts kaufen soll. Tut mir leid, Frau Winter.« Meinem Vater machte man es auf den Pferdemarkten auch immer schwerer. Er kam oft zurück, ohne dass er mit irgendjemandem ins Geschäft gekommen war. Manche Kollegen machten geradezu einen Bogen um ihn. Wenn mein Vater meiner Mutter dies erzählte, konnte ich an seiner Stimme erkennen, wie sehr ihn dieses Verhalten der Kollegen getroffen hatte.

Meine Mutter versuchte, ihn zu beruhigen und suchte nach Erklärungen: »Der Fritz Meier hat dich bestimmt gar nicht gesehen. Ich glaube, du siehst zu schwarz, Rudzi.« Rudzi war der Sinti-Name meines Vaters. Überzeugen konnte meine Mutter ihn nicht. »Cohn, unserem früheren Nachbarn aus Wittmund, geht es nicht anders. Mit ihm spricht praktisch niemand mehr«, erwiderte er.

Das Radio, das Erich und ich in Meppen erstanden hatten, stand in der Küche, wo wir abends gemeinsam am Tisch saßen. Alle mussten still sein, wenn Nachrichten, Aufrufe oder Ansprachen gesendet wurden. Mein Vater hörte mit ernstem Gesicht zu, meine Mutter lief zwar hin und her und stellte jedem das Essen hin, aber ich konnte sehen, dass sie trotzdem versuchte mitzubekommen, was gesprochen wurde. In fast allen Sendungen war die Rede von Ariern und Nichtariern, von Arierparagraphen, von Juden. Einmal habe ich sogar gehört, dass jüdische Viehhändler nicht mehr im Verein der Viehhändler aufgenommen werden dürfen. Als berichtet wurde, ich glaube, dass war schon 1933, dass Juden nicht Mitglied in einem Turnverein werden dürfen, hat mein Bruder gelacht und gesagt: »Das glaube ich nicht. Wer denkt sich solchen Unsinn aus.« Ich verstand das alles gar nicht und wusste auch nicht, ob wir als Sinti eigentlich »arisch« waren oder nicht.

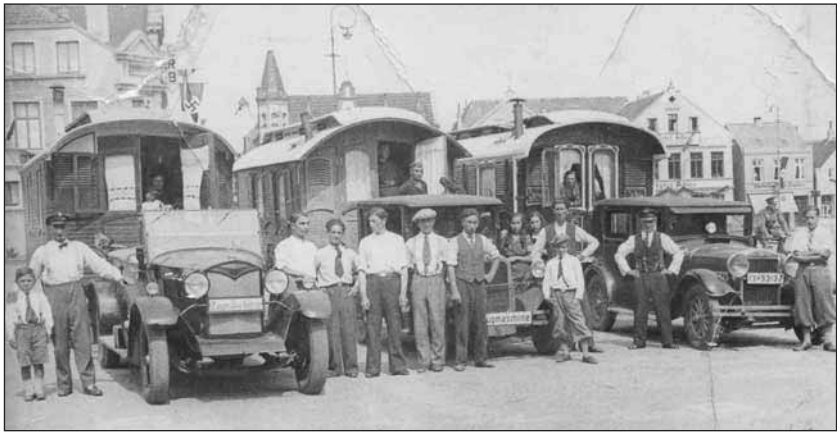
Irgendwann im Frühjahr, es mag April oder schon Mai gewesen sein, erklärte uns mein Vater: »Mutter kann nichts verkaufen, und mit dem Pferdehandel ist es auch vorbei. Mit uns Sinti will keiner mehr Geschäfte machen. Die Juden kriegen diese neue Zeit sogar noch mehr zu spüren. Es ist besser, wenn wir etwas machen, womit wir als Sinti nicht so auffallen.« Er erklärte dann weiter, dass wir uns als Schausteller selbstständig machen sollten. Über-

all gab es Jahrmärkte, wir Kinder könnten gut mit anpacken, da müsste man sein Auskommen finden können.

Die Pferde haben wir mit Müh und Not verkaufen können, viel zu billig, aber es reichte, um eine Schießbude zu kaufen und eine Zugmaschine. 300 Mark haben wir für diesen Wagen der Marke »Protos« bezahlt. Das war unser erstes Auto. Wir brauchten es, um unseren Wohnwagen und den Packwagen mit der Schießbude damit zu transportieren. So ein Wagen war ziemlich groß, sieben Personen konnten darin sitzen. Vorn musste das Schild »Zugmaschine« angebracht werden. Erich machte einen Führerschein, und dann ging es los auf die Märkte. Ich war erst 14, aber wenn Erich gerade nicht konnte, fuhr auch schon ich manchmal den Wagen. Zuerst ging es auf die Schützenfeste. Wir bauten unsere Schießbude auf, unsere erste war vier Meter lang, weil wir schnell ziemlich erfolgreich waren, haben wir sie schon bald auf acht und dann sogar auf zehn Meter erweitert.

Von den Vereinen wurden wir gern genommen, wenn sie ihr Schützenfest feierten. Unsere Schießbude war voller Waren. Wir standen da zu fünft – meine drei Schwestern, mein Bruder Erich und ich – einheitlich gekleidet. Wir hatten uns überlegt, dass wir weiße Hemden oder Blusen und schwarze Hosen oder Röcke tragen sollten, damit wir besonders ansprechend aussehen. Meine Schwestern hatten rote Blumen im Haar. Mit ihren dunklen Augen, den schwarzen Locken bis auf die Schultern waren sie richtige Schönheiten und machten natürlich die beste Werbung für uns. Das Flaschen- und Blumenschießen war beliebt, einige junge Männer wetteiferten darum, wer am besten ins Schwarze der Schießscheibe trifft. Alle hatten ihren Spaß, bei uns am Stand war immer viel Betrieb. Das Geschäft lief, und wir haben gut verdient. Mein Vater war froh, dass wir mit unserer neuen Selbstständigkeit erfolgreich waren. Er organisierte alles, hielt den Kontakt zu den Kollegen – und die mochten ihn gern. Gut gelaunt saßen wir spät nachts zusammen, wenn alles eingepackt war und die letzten Schützenfestbesucher nach Hause gingen.

Im Herbst standen wir dann auf den Märkten. Auf den Vieh- und Pferdemarkten gab es jetzt auch Schießbuden und Karussells, Bratwurststände und Bierausschank. Wir bauten unsere Schießbude auf dem Vechtaer Stoppelmarkt auf, auf dem Kramermarkt in Oldenburg, auf dem Maria-Geburtsmarkt in Cloppenburg, auf dem Herbstmarkt in Aurich, in Bremen und noch anderswo im Raum Ostfriesland. Wir brauchten eine größere Zugmaschine, weil wir immer mehr zu transportieren hatten. Im Herbst 1934 haben wir einen Cadillac gekauft, der vorher dem Grafen von Galen aus Münster gehörte. Zwei Jahre war der Wagen alt, eine Pullman-Limousine mit Trittbrettbeleuchtung und eingebautem Kompressor für eine Reifenpanne. Unser altes Auto haben wir in Zahlung gegeben, die goldene Uhr meines Vaters dazu und noch Bar-

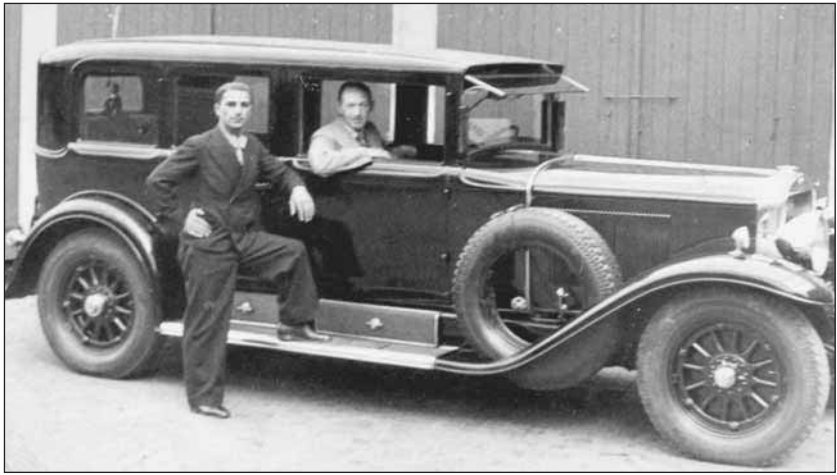


Das Schaustellerunternehmen der Familie Winter auf dem Marktplatz in Jever 1934. Walter Winter mit Mütze in der Mitte, links außen sein Vater mit dem jüngsten Bruder, hinten links im Wagen seine Mutter mit der jüngsten Schwester, Erich dritter von links am Wagen stehend.

geld. Wir waren angesehene Leute, aber es gab auch Neider. Viele Schießbudenbesitzer in Norddeutschland waren auf uns eifersüchtig. Anfangs hatte das eigentlich nichts damit zu tun, dass wir Sinti waren. Es war einfach nur Konkurrenzneid.

Bald hieß es aber, wenn wir aufbauten: »Da kommen sie wieder, die Zigeuner.« Wir waren fast immer die einzigen Sinti unter den Schaustellern, und lange spielte das auch gar keine Rolle, aber je stärker die Nazis wurden, je mehr von den Schaustellern in die Partei eintraten, desto mehr bekamen wir die Ablehnung zu spüren. Auf den Märkten sah man plötzlich Männer mit Ledermantel und Hut, die alles kontrollierten, sie kamen immer wieder an unseren Stand, manchmal standen sie stundenlang auf der anderen Seite und beobachteten uns. Diese Leute von der Gestapo und der Kriminalpolizei ließen sich wiederholt unsere Ausweise und Papiere zeigen. Einmal haben sie meine Eltern auf die Wache mitgenommen. Sie wurden dort von allen Seiten fotografiert und Fingerabdrücke wurden genommen. Ein paar Tage später haben sie uns Kinder geholt. Auch wir wurden wie Schwerverbrecher fotografiert und registriert.

Mein Vater war bald nach unserer Geschäftsgründung Mitglied im Schaustellerverband geworden. Man hatte gesehen, wie gut wir unser Geschäft führten, die Kollegen wollten uns gern in ihren Reihen haben. Es wussten nicht einmal alle, dass wir Sinti waren, und die es wussten, kamen in der ersten



Der Cadillac der Familie Winter. Stehend Walter Winters Bruder Erich, am Steuer ein Verwandter. Der Wagen wurde 1939 von den Nazis beschlagnahmt.

Zeit der Naziherrschaft gar nicht darauf, das als ein Hindernis für die Mitgliedschaft anzusehen. Wie schnell sich aber das Klima änderte, kann man sich heute kaum noch vorstellen. Als wir damals im Radio hörten, dass Juden nicht im Turnverein aufgenommen werden, hat Erich noch gelacht, jetzt traf uns die Diskriminierung auch.

3.

In Oldenburg war die Hauptversammlung des Schaustellerverbandes angesetzt. Mein Vater war mit Kollegen verabredet, sie gingen zusammen zum Gasthof, wo die Sitzung in einem Versammlungsraum abgehalten werden sollte. An der Tür zu diesem Raum hing ein Schild mit der Aufschrift »Juden und Zigeuner haben keinen Zutritt«. Mein Vater war im Gespräch mit seinen Kollegen und hatte das Schild gar nicht gesehen, und ihnen war es vielleicht auch unangenehm, ihn darauf aufmerksam zu machen. Wahrscheinlich war es einigen auch neu, dass es jetzt so weit ging, dass angesehenen Kollegen der Zutritt zur Versammlung verweigert wurde. Mein Vater wollte sich gerade hinsetzen, als der Waffelbäcker Ahlhorn aus Oldenburg, ein Schaustellerkollege, zu ihm sagte: »Du kannst wohl nicht lesen, Juden und Zigeuner haben keinen Zutritt. Du gehörst nicht mehr zu uns!« Dieser Waffelbäcker saß jetzt in SA-Uniform am Vorstandstisch. Vorher war er froh gewesen, wenn mein Vater ihm mal ein Bier ausgegeben hatte, jetzt spielte er sich auf

und hatte keine Skrupel, meinen Vater zu demütigen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als den Saal zu verlassen. Kein Kollege widersprach, keiner hatte den Mut, sich für ihn einzusetzen.

Ich saß mit meiner Mutter am Tisch. Sie war gerade fertig mit ihrer Hausarbeit und hatte für uns beide Tee gekocht. Verwundert guckten wir meinen Vater an, als er in der Tür stand. Wortlos setzte er sich zu uns an den Tisch. Meine Mutter kannte ihn zu gut, um noch fragen zu müssen. Sie wusste Bescheid, irgendetwas hatte ihn schwer getroffen. Der Becher mit Tee, den meine Mutter ihm hingestellt hatte, war schon eine Weile leer. Die ganze Zeit hatte er geschwiegen. Dann erzählte er uns, was passiert war, zwischendurch brach er immer wieder ab. Ich fühlte mit ihm und bekam zugleich eine ungeheure Wut. Es war das zweite Mal, dass mein Vater vor anderen gedemütigt wurde. Den Peitschenhieb des Polizisten hatte ich nicht vergessen.

Weil die Situation immer unerträglicher wurde, haben wir dann beim Auericher Herbstmarkt gar nicht mehr aufgebaut. Die Polizei hat uns regelrecht verfolgt, sie hatten uns ständig im Visier. Auch unter den Schaustellerkollegen gab es mehr und mehr Nazis. Die haben es uns immer schwerer gemacht, auf den Märkten einen Platz zu bekommen.

Den Juden, mit denen wir befreundet waren, ging es nicht anders. Sie konnten bald gar kein Geschäft mehr führen, hatten kaum noch Kunden und standen vor dem wirtschaftlichen Ruin. Von der Familie Cohn hatten wir lange nichts gehört. Zum jüdischen Textilgroßhändler Hirschberg aus Oldenburg hatte mein Vater ein gutes freundschaftliches Verhältnis. Sie kannten sich schon seit Jahren, meine Eltern kauften bei ihm Ware, als sie noch mit ihrem Textilienhandel über Land zogen. Immer wenn sie sich später zufällig trafen, hatten sie sich bei einem Bier viel zu erzählen. Ich glaube, es war 1936, als Herr Hirschberg meinem Vater vorschlug, mit ihm zusammen aus Deutschland wegzugehen. »Johann, wir wollen auswandern, hier wird es immer schlimmer für uns. Man weiß nicht, was die Nazis noch mit uns vorhaben. Mein Sohn ist schon in Amerika, er sucht für uns Wohnung und Arbeit und bereitet alles vor, damit wir uns in den Staaten eine neue Existenz aufbauen können. Noch in diesem Jahr nehmen wir das Schiff von Bremerhaven. Du könntest mit deiner Familie mitkommen. Euch haben die Nazis doch genauso wie uns im Visier.« Mein Vater sagte: »Wie soll ich das machen mit neun Kindern? Ich habe nicht genug Geld, um die Überfahrt für meine Familie zu bezahlen.« »Du brauchst kein Geld«, antwortete Hirschberg, »das übernehme ich, und wir versuchen dann, drüben alles wieder auf die Beine zu stellen.«

»Aber ich kann kein Englisch. Was soll ich in einem fremden Land machen, ohne die Sprache zu sprechen?« Mein Vater ist auf den Vorschlag nicht eingegangen. Vielleicht hat er die Gefahr damals noch nicht so deutlich gese-

hen, vielleicht war es ihm unangenehm, nicht selbst für die Kosten aufkommen zu können. Ich glaube, er hätte sich auch nicht von der großen Familie trennen können, von den Eltern, den Geschwistern, den Tanten und Onkel, den Cousins und Cousinen. Sinti-Familien bestanden damals nicht nur aus Vater, Mutter und Kindern, sondern viele solcher kleinen Familien bildeten die große Sinti-Familie, die oft verwandt und verschwägert war. Eine solche Gemeinschaft zu verlassen, konnte sich mein Vater in dem Moment wahrscheinlich gar nicht vorstellen. Wenn er aber damals gewusst hätte, was kommt, hätte er vielleicht anders reagiert.

4.

Drei Jahre später ging der Krieg los. Meine Eltern zogen zu meinen Großeltern nach Cloppenburg. Sie haben bei der Mobilmachung 1939 alles eingepackt und sind losgefahren. Meine Großeltern hatten dort ein Fachwerkhäus und einen großen Hofplatz. Mehrere Verwandte, die mit dem Wohnwagen unterwegs waren, versammelten sich dort. Wenn man sich bedroht fühlt, sucht man Schutz bei den eigenen Leuten, bei der Verwandtschaft. Ich glaube, das war der Grund, dass meine Onkel und Tanten mit ihren Familien genauso wie wir in der Nähe der Eltern sein wollten, als der Krieg begann. Keiner wusste, wie es weitergehen würde. Meine Eltern entschieden sich dann, ein kleines Reetdachhaus zu kaufen. Sie hatten sich überlegt, dass sie sich dorthin zurückziehen könnten, wenn sie mit dem Wohnwagen zu sehr als Sinti auffallen würden und es sogar bei meinen Großeltern auf dem Hof nicht mehr sicher sein würde. In Barßel, 45 Kilometer von Cloppenburg entfernt, stand dieses Haus, das meine Eltern für 5.000 Mark gekauft hatten, von einem Pferdehändler, den mein Vater gut kannte. Ganz reichte das Geld meiner Eltern nicht, aber wir Geschwister hatten immer gearbeitet und gespart. Wir haben alle zusammengelegt und das Haus gekauft. Es war nicht groß, aber es hätte gereicht, um für eine Zeitlang darin zu wohnen. Bevor meine Eltern aber überhaupt einziehen konnten, haben die Nazis uns das Haus weggenommen, sie haben uns enteignet. Im Februar 1939 trat ein Erlass zur »Entjudung von Grundbesitz« in Kraft. Die Behörden haben solche Verordnungen und die Gesetze, die die Nazis auf die Juden gemünzt hatten, oft auch auf uns angewendet. Jedenfalls haben sie uns das Haus weggenommen und sich dabei auf einen neuen Erlass berufen.

Mehrere Monate standen wir bei meinen Großeltern auf dem Hof in Cloppenburg. Abends saßen alle zusammen und haben darüber gesprochen, wie es wohl weitergehen wird. Deutschland war im Krieg. Und von der Judenverfolgung hatten wir gehört. Der Textilgroßhändler Hirschberg hat es nach Amerika geschafft. Bevor er nach Bremerhaven fuhr, um dort an Bord zu ge-

hen, hat er sich noch von unserer ganzen Familie verabschiedet. Ein paar Wochen später bekamen wir eine Postkarte von ihm. Die Cohns aus Wittmund waren eines Tages verschwunden. Wenn mein Vater nach ihnen gefragt hat, wusste keiner etwas. Ein Nachbar erzählte dann irgendwann, dass sie »evakuiert« wurden. Von solchen »Evakuierungen« hatte man sich schon erzählt. So nannte man es, wenn die Gestapo Familien abholte, wenn manchmal am frühen Morgen ein Lastwagen vor der Tür hielt und die Menschen abtransportiert wurden.

Wenn wir beisammen saßen, haben wir uns immer wieder gefragt, ob es uns jetzt wohl auch treffen würde. Mein Vater sagte: »Wenn sie die Cohns geholt haben, holen sie uns auch.« Aber so richtig konnten wir nicht daran glauben, dass uns etwas passieren könnte. Wir wollten es einfach nicht wahrhaben, dass die Nazis es auch auf uns abgesehen haben könnten. Wir waren immer anständig gewesen, hatten unser Geschäft geführt, hatten nie etwas mit der Polizei zu tun. Und wir waren Deutsche wie alle anderen. »Ja«, sagte mein Vater dann, »das waren die Cohns auch. Und sie waren auch immer anständig.« Wenn uns diese Gespräche zu mulmig wurden, fing meistens einer von uns von etwas anderem an, und wir schoben unsere Sorge vorläufig beiseite.

Ich glaube, meine Großeltern bekamen es mit der Angst, dass es den Nachbarn vielleicht eines Tages nicht passen könnte, wenn mehrere Wagen auf dem Hof stehen. Seitdem Hitler an der Macht war, mussten wir immer aufpassen und überlegen, was die Leute von uns denken und welche Einstellung sie gegenüber uns neuerdings haben könnten. Mehrmals hat meine Großmutter angedeutet, dass wir zu viele auf dem Hof sind, dass da zu viele Wagen stehen. Einige Nachbarn hätten schon Bemerkungen gemacht und vom »lustigen Zigeunerleben« bei ihr auf dem Hof gesprochen. Das wollte sich mein Vater nicht länger anhören. Wir haben wieder alles eingepackt und sind dann vom Hof bei meinen Großeltern weggezogen. Vor der Stadt gab es eine große Sandkuhle an einer Waldung, und an dieser Sandkuhle wohnte einer meiner Onkel in einem kleinen Holzhaus. Daneben hat sich mein Vater mit unserem Wohnwagen gestellt. Gegen Ende 1939 trat der »Festschreibungserlass« in Kraft. Die Sinti und Roma durften ihre Heimatorte nicht mehr verlassen. Alle Sinti, die vorher in Cloppenburg auf Privatplätzen gestanden hatten, mussten jetzt zwangsweise mit ihren Wagen in diese Sandkuhle. Sie wurden dort festgesetzt, so nannte man das, sie mussten sich regelmäßig bei der Polizei melden und durften nicht mehr reisen. Mit dem Geschäft war es vorbei. Schon seit 1935 gab es einen Erlass, wonach der ambulante Handel eingeschränkt wurde. Im Juli 1938 trat dann das Gesetz in Kraft, nach dem Haustürgeschäfte verboten wurden. Dieses Gesetz galt für Juden, aber ebenso für uns Sinti. Die Polizei hatte Juden und Sinti jetzt alle unter Kontrolle.

Erinnerungsarbeit

1.

Ein neuer Abschnitt in meinem Leben begann. Im Geschäft unterstützte mich ein Angestellter, der schon seit ein paar Jahren gelegentlich bei uns ausgeholfen hatte. Der Haushalt musste jetzt von mir und den Kindern allein geführt werden. Die Mädchen halfen mir, alles zu organisieren. Aber auch mein zweiter Sohn Walter fasste viel mit an. Das war gar nicht selbstverständlich, denn damals wurden die Jungen in den Familien aus allem, was mit Hausarbeit zu tun hat, herausgehalten. Heute hat sich das zwar ein bisschen geändert, aber in traditionellen Sinti-Familien lassen sich die Männer immer noch gern bedienen. In diesem Punkt bin ich auch noch von der alten Schule, aber in vielen anderen Bereichen ist meine Einstellung oft moderner als bei den meisten Sinti üblich. Ich bin der Meinung, dass man nicht alle Traditionen um jeden Preis aufrechterhalten muss. Man kann auch Traditionen über Bord werfen, wenn sie hinderlich und nicht mehr zeitgemäß sind. Für mich müssen die Sinti-Frauen nicht unbedingt immer Röcke tragen. Es gibt Situationen, in denen es für Frauen vernünftiger ist, Hosen zu tragen. Noch andere Traditionen werden sich wahrscheinlich im Laufe der Zeit verändern. Zwangsläufig werden einige Berufstätigkeiten aussterben. Schon jetzt gibt es fast keine Korb- oder Kesselmacher mehr. Vom ambulanten Handel lässt sich heute auch kaum noch leben. Bildung und Ausbildung werden in Zukunft immer wichtiger, denke ich. Wichtig ist es, dass unsere Sprache, das Romanes, erhalten bleibt. Dadurch wird unsere Minderheit zusammengehalten.

2.

Marion kannte ich schon als Kind. Ihre Eltern waren Schausteller-Kollegen. Sie war inzwischen erwachsen, geschieden und lebte mit ihrer zehnjährigen Tochter Tanja in Hamburg. Wir waren uns nach dem Tod meiner Frau ein paar Mal über den Weg gelaufen. Und nach und nach hatte ich mich in sie verguckt. Anfangs wusste ich nicht so recht, ob ich meine Hoffnungen lieber aufgeben sollte, mit Marion in engeren Kontakt zu kommen. Sie war kaum älter als Sonja, meine älteste Tochter. Und Marion war schon damals eine sehr selbstbewusste und kluge Frau. Ich wusste gar nicht, ob ich Chancen bei ihr hatte, und vor allem wusste ich nicht, wie meine Kinder auf Marion an meiner Seite reagieren würden.

Marion und ich sind inzwischen seit 30 Jahren verheiratet. Ihre Tochter Tanja ist mir genauso ans Herz gewachsen wie meine eigenen Kinder. Im Geschäft stand Marion nicht nur an meiner Seite, alle Entscheidungen haben wir



Walter Winter und sein Bruder Erich (rechts), 2003

gemeinsam gefällt. Marion ist ganz anders, als es meine Großmutter, Oma Wagner, war, aber eines haben die beiden Frauen gemeinsam: Sie sind stark, klug und sehr selbstständig, eben moderne Frauen.

Auch wenn wir 15 Jahre bis zu meinem Ruhestand 1992 gemeinsam das Geschäft geführt haben, verbindet mich mit meiner Frau Marion vor allem ihre große Anteilnahme an meinem Schicksal. Ohne ihr Mitgefühl und ihr Verständnis hätte ich die Jahre der Erinnerung, der aktiven Erinnerungsarbeit, wahrscheinlich nicht ausgehalten. 40 Jahre waren seit Auschwitz, Ravensbrück, Sachsenhausen und dem mörderischen Einsatz an der Front vergangen. In diesen Jahren hat man alles beiseite geschoben, was den Aufbau einer neuen Existenz gestört hätte. Das passierte nicht bewusst, sondern geschah einfach so. Das Geschäft, die Familie, ein gutes Leben auf die Beine zu stellen, all das stand im Mittelpunkt, Gedanken an die Vergangenheit stellten sich selten ein. Nur manchmal, wenn Erich und ich beieinander saßen, wenn einer von uns zufällig einen anderen Überlebenden irgendwo getroffen hatte, kam die Erinnerung ganz kurz zum Vorschein. So als sagte man sich: »Bloß nicht dran rühren«, wechselten wir immer schnell das Thema. Am Rande hatten wir aber mitbekommen, dass einzelne Sinti, allen voran Oskar und Vin-

zenz Rose, gegen das Vergessen des Völkermords an unserer Minderheit aufgebehrten. Über den Hungerstreik im ehemaligen KZ Bergen-Belsen 1979 und 1980 in Dachau hatte ich gelesen. Die Nachkriegsgeneration, vor allem der Neffe von Vinzenz, Romani Rose, setzte sich für die Rechte der Sinti ein. Meine Frau verfolgte diese Anfänge der Bürgerrechtsbewegung mit besonders großer Aufmerksamkeit. Sie las mir vor, was darüber in der Zeitung stand. Solche Aktionen wie in Dachau gingen natürlich durch die Presse. Marion fragte mich nach meinen Erlebnissen, und ganz allmählich ließ ich die Erinnerung zu. Wie andere im Alter meiner Frau, sie wurde kurz nach dem Krieg geboren, ist sie in einer Zeit aufgewachsen, in der in Deutschland nicht viel über die Vergangenheit gesprochen wurde, schon gar nicht über die Verbrechen in den Konzentrationslagern. Als Schaustellerkind hat sie verschiedene Schulen besucht, in Städten und Kleinstädten, nirgends war die Nazizeit Thema im Unterricht. Marions Großvater war Jude, ihre Großmutter Sinteza. Wenn sie dies erzählt, staunen heute manche Leute, aber vor der Zeit der Verfolgung war es keine Seltenheit, dass Juden und Sinti heirateten. Sie übten oft dieselben Berufe aus, lebten besonders in den kleineren Orten Tür an Tür und gehörten beide zu Minderheiten in Deutschland. Nach 1945 haben sich die Beziehungen zwischen Juden und Sinti abgekühlt. Woran das genau liegt, weiß ich nicht, aber der Holocaust an den Juden stand im Mittelpunkt der öffentlichen Wahrnehmung, den Völkermord an unserer Minderheit wollte man nicht zur Kenntnis nehmen. Viele wissen bis heute nicht, dass die Nazis die Sinti und Roma genauso wie die Juden alle umbringen wollten. Vom Holocaust an den Juden weiß die ganze Welt. Der Völkermord an unserer Minderheit ist erst in den letzten Jahren ab und zu ein Thema in den Medien, in den Geschichtsbüchern für die Schulen taucht er oft gar nicht auf. Manche Historiker behaupten, dass wir nicht unter die Rassegesetze fielen, dass die nur für die Juden galten. Abgesehen davon, dass das nicht stimmt, weiß ich nicht, warum immer darauf gepocht wird, dass nur die Judenverfolgung rassistisch war. Es gibt viele Dokumente in den Archiven, die zeigen, dass die Nazis die Sinti und Roma und die Juden aus rassistischen Gründen alle umbringen wollten.

Die Juden gründeten ihren eigenen Staat, sie hatten große Unterstützung in der ganzen Welt. Um uns Sinti hat sich nach der Nazizeit die Welt nicht gekümmert. Uns behandelte man direkt nach der Nazizeit nicht viel anders als vorher. Sicherlich, es gab keine Lager mehr, aber die Vorurteile und Diskriminierungen gingen weiter, auch in den Behörden. Den Juden gegenüber hätte das niemand mehr öffentlich gewagt. Vielleicht um nicht mit uns in einen Topf geworfen zu werden, distanzieren sich Juden von uns. Für sie ist es wichtig, dass sie die einzigen sind, die aus rassistischen Gründen im KZ wa-

ren. Das hört sich für mich so an, als wenn damit gesagt wird, dass alle anderen, die man ins KZ gesteckt hat, selbst Schuld hatten. Ich kann nicht verstehen, warum man überhaupt eine Rangfolge der Opfer aufstellt. Manchmal habe ich den Eindruck, dass sogar jüdische Überlebende des Holocaust sich von uns Sinti, die überlebt haben, abgrenzen.

Seit der Gründung des Zentralrats deutscher Sinti und Roma 1982 sind wir mit dem Vorsitzenden Romani Rose in Kontakt. Im selben Jahr hat der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt öffentlich die NS-Verbrechen an den Sinti und Roma als Völkermord aus Gründen der so genannten »Rasse« anerkannt, 34 Jahre nachdem der Holocaust an den Juden 1948 vom ersten Bundeskanzler der Bundesrepublik Konrad Adenauer anerkannt worden war. Das macht deutlich, dass wir von Anfang an und bis heute im Grunde als Opfer zweiter Klasse behandelt werden.

Trotzdem war die öffentliche Anerkennung, dass auch wir ebenso wie die Juden aus rassistischen Gründen verfolgt worden waren, ein ganz wichtiger Schritt für uns als Sinti, denn bis dahin begegneten uns die so genannten Volksvertreter fast immer mit Vorbehalten und oft genug auch mit diskriminierender Herablassung. Wenn wir Überlebenden auf die Ämter kamen, mussten wir immer kämpfen. Diejenigen von uns, die schon vor 1943 deportiert worden waren, bekamen bis 1963 gar keine Entschädigung. Man sagte, dass sie alle sozusagen zu Recht im KZ waren, weil sie nicht angepasst gelebt hatten. Ich weiß, dass mindestens die Hälfte von denen, die vor 1943 ins KZ kamen, Kinder waren, kleine Kinder und Babys. Kinder und Babys in Lager zu stecken, in Todeslager, das war nichts anderes als Rassismus. Erst 1963 hat das Gericht entschieden, dass allen Sinti und Roma, die im Lager waren, Entschädigung zusteht.

Vorurteile haben sogar Politiker uns gegenüber manchmal bis heute, sie sind da nicht anders als andere, aber meistens zeigen sie dies nicht, weil sie wissen, dass in Deutschland gilt: »Die Würde des Menschen ist unantastbar.«

Die Polizeibehörden hatten bis vor gar nicht langer Zeit allerdings keine Skrupel, nicht nur die Nazi-Unterlagen der totalen Erfassung unserer Minderheit, die so genannten Zigeunerakten zu nutzen, sondern die meisten Polizeidienststellen hatten auch nach 1945 eine »Zigeunerabteilung«, die sie später in »Landfahrerzentrale« umbenannt haben. Das war eigentlich illegal, denn die entsprechenden Nazigesetze waren von den Besatzungsbehörden aufgehoben worden. In die »Zigeunerkarteien« nach 1945 hat man sogar die Konzentrationslager-Nummern zum Namen der einzelnen Personen hinzugefügt. Wie ich erfahren habe, soll diese polizeiliche Sondererfassung aller Sinti und Roma in Deutschland 2001 aufgehoben worden sein. Dass die Vorurteile uns gegenüber damit verschwunden sind, kann man wohl bezweifeln.

Der Zentralrat setzt sich gegen Rassismus und Diskriminierung ein und kämpft für die Durchsetzung unserer Rechte. Dieses Anliegen habe ich von Anfang an unterstützt, denn zu oft habe ich am eigenen Leib zu spüren bekommen, was es heißt, diskriminiert zu werden. Bis heute erlebe ich, welche Vorurteile die Leute uns gegenüber haben. Manchmal merken es die Menschen selbst gar nicht. Wenn ich mich mit jemandem nett unterhalte und die Rede darauf kommt, dass ich sage: »Ich bin Sinto«, kommt die Reaktion: »Nein, Herr Winter, Sie doch nicht. Das glaube ich nicht.« Ja, wie hat sich diese Person denn einen Sinto vorgestellt? Für mich ist es eindeutig: Hinter einer solchen Äußerung, die auch sogar noch gut gemeint sein soll, steckt ein großes Vorurteil.

In Berlin bin ich 1989 Romani Rose persönlich begegnet. Es war der Kirchentag, auf dem zum ersten Mal eine kleine Ausstellung zu sehen war: »Sinti und Roma – Bürger unseres Staates«. Der Zentralrat, der inzwischen gegründet worden war, hatte einige Überlebende des Holocaust nach Berlin eingeladen. Mit meiner Frau Marion war ich dort. Sie hat mich seitdem zu allen Veranstaltungen begleitet. Durch den Kontakt mit Romani Rose und seinen Mitarbeitern kamen wir bei den Veranstaltungen jetzt auch mit anderen Überlebenden aus den Lagern zusammen. Nur wenigen war ich in den Lagern persönlich begegnet. Das ist kein Wunder, denn wir waren über 23.000 Häftlinge im »Zigeunerlager« in Auschwitz. Da konnte man nicht alle kennen. Die meisten haben nicht überlebt, und viele waren inzwischen verstorben, oft an den Folgen der KZ-Haft. Auch von den Mithäftlingen aus Ravensbrück und Sachsenhausen habe ich niemanden getroffen. Die kleine Regina, um die ich mich in Auschwitz besonders gekümmert hatte, habe ich bei einer Gedenkveranstaltung wieder gesehen.

3.

Ich erinnere mich noch gut an die erste Fahrt nach Auschwitz, zur heutigen Gedenkstätte. Zwei Tage waren wir bei großer Hitze mit dem Bus unterwegs. Zur Erinnerung an die Vergasung von fast 3.000 Sinti und Roma am 2. August 1944 machten sich einige Überlebende mit ihren Angehörigen auf den Weg, der bestimmt für alle schwer war. Auf der langen Reise kam ich mit anderen ins Gespräch. Wir redeten und redeten, jeder erinnerte sich an anderes und doch waren die Erinnerungen auch gleich. Das Grauen, die Ängste, das schreckliche Leiden hatte bei fast allen Spuren hinterlassen, viele waren seit Jahren krank, hatten Herzleiden und andere Krankheiten, die von der KZ-Haft herrührten. Alle erzählten von schlaflosen Nächten, davon, dass ihnen die Bilder von damals oft wieder in den Kopf kommen. Ich weiß, dass das mit den Jahren immer schlimmer wird.

Abends kamen wir in Krakau an. In der Hotelhalle saßen wir noch lange zusammen. Ich glaube, allen stand der nächste Tag bevor, wir hatten Angst vor unseren eigenen Gefühlen, wenn wir diesen Ort wieder sehen würden, wo wir so gelitten haben. Die Gedenkstätte Auschwitz, das ehemalige Lager, liegt knapp 70 Kilometer von Krakau entfernt, am Rand der polnischen Stadt Oświęcim. Eine Stunde mit dem Bus dauerte die Fahrt dorthin am nächsten Morgen. Je näher wir kamen, desto stiller wurden alle. Ich war froh, dass meine Frau Marion wie immer mit mir gefahren war. Seitdem wir beide nicht mehr durch tägliche Arbeit abgelenkt waren und meine Erinnerungen immer stärker wurden, hat Marion mich angehört, mir zugehört, nachgefragt und bestimmt so manches Mal mit mir gelitten. Ich kenne keine einfühlsamere ZuhörerIn als meine Frau. Bis heute hält sie es aus, dass ich immer wieder von diesen Erlebnissen erzählen muss. Ich wache auf, und mit fallen wieder Bilder und Situationen ein. Wie oft spreche ich schon von all dem morgens, wenn wir beim Frühstück sitzen. Ich glaube, ich habe vieles schon mehrmals erzählt. Und es ist sicher nicht immer leicht zuzuhören, wenn man etwas schon einmal gehört hat. Aber meine Frau versteht, dass ich diese Zeit nicht vergessen kann, dass ich davon sprechen muss, denn sonst weiß ich nicht wohin mit meinen Gedanken. Ich glaube, ich würde verrückt werden. Es muss einfach raus, was ich im Kopf habe. In diesem Punkt ist jeder anders, der den Holocaust erlebt hat. Es gibt Überlebende, die können nicht davon sprechen, und die können auch nicht an den Ort zurückkehren. Für mich ist das Reden wichtig und ich muss auch an die Orte. Ich habe das Bedürfnis zu sehen, dass es das alles wirklich gab, was mich bis heute in meinen Erinnerungen quält, denn manchmal sitze ich da und kann es nicht glauben, dass ich das alles durchgemacht habe.

Es war warm, es war August, aber ich schwitzte auch vor Aufregung, als wir vor dem Stammlager aus dem Bus stiegen und ich den Eingang mit »Arbeit macht frei« sah. Vor 50 Jahren war ich hier, anderthalb Jahre eingesperrt in Auschwitz, eine endlos lange Zeit. Jetzt konnte ich gehen, einfach wieder gehen, keiner hielt mich fest, keiner gab Befehle, alle um mich herum waren gut gekleidet, Besucher fotografierten, Journalisten mit Mikrofon und Kameras liefen herum. Eine andere Welt. Vor der »Schwarzen Wand« im Stammlager, wo viele tausend Menschen erschossen worden waren, legten wir einen Kranz nieder. Dann fuhren wir die drei Kilometer nach Birkenau. Das war für mich noch aufregender. Ich war erschrocken zu sehen, wie groß das Lagergelände war. Dieses Ausmaß konnte ich damals gar nicht erfassen. Wir bewegten uns ja nur im »Zigeunerlager«, und das erschien mir schon groß. Es standen jetzt nur noch wenige Blocks. Fast alles war eingeebnet. Aber wo die Blocks standen, hatte man Markierungen gemacht und die Nummern angebracht. Block



Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau, Markierung für den Block 18, in dem Walter Winter untergebracht war

18. Nur ein Stück Erde jetzt, steinig, Gras zwischen den Blocks. Sie kamen mir klein vor, ihre Grundfläche war nicht riesengroß. Wenn man sich vorstellt, dass 500 Leute im Block waren, manchmal bis zu 800, bekommt man eine Ahnung davon, wie man uns zusammengepfercht hat. Die Journalisten ließen sich von uns erklären, wie es war, wo etwas war. Ich glaube, man kann so viel erklären, wie man will, es bleibt für die, die es nicht mitgemacht haben, unvorstellbar. Auf dem Gelände vom Block 27, wo anfangs der KZ-Arzt Dr. Mengele sein Büro im Krankenbau hatte, fand die Gedenkfeier statt.

Auf dem Weg zurück ins Hotel nach Krakau mochte niemand von uns etwas sagen. Alle waren in Gedanken versunken. Erst als Marion mich etwas fragte, kehrte ich wieder in die Gegenwart zurück.

Mit 73 Jahren habe ich aufgehört, als Schausteller zu arbeiten. Das war 1992. Der Abschied von der Arbeit fiel mir nicht leicht. Fast ein halbes Jahrhundert waren die Jahrmärkte, der Hamburger Dom, die Stadtfeste mein Leben. Was ich verdient habe, habe ich immer wieder ins Geschäft gesteckt. Ich habe hart gearbeitet. Ein Leben lang. Man kann sagen, ich war eine Person des öffentlichen Lebens. Es hat mir gefallen, für das Vergnügen anderer

zu arbeiten, Menschen zu unterhalten. Ich habe mir damals oft gewünscht, mehr Zeit zu haben, um mich stärker an der beginnenden Bürgerrechtsarbeit der Sinti und Roma zu beteiligen. Aber ich hatte auch ein wenig Angst davor, dass dann die Vergangenheit, die Erinnerung an die Lager mich aus dem Gleichgewicht bringen könnte. Zwar kannte ich meine Stärke, dass ich so leicht nicht zu erschüttern war, aber mit zunehmendem Alter ist man sich seiner früheren Kraft nicht mehr so gewiss. Zum alten Eisen zähle ich mich allerdings bis heute nicht.

In den vergangenen Jahren habe ich mich dafür eingesetzt, dass der Holocaust an den Sinti und Roma nicht vergessen wird. Nach der Wende, als man problemlos nach Ostdeutschland fahren konnte, war ich zu Gedenkveranstaltungen in Sachsenhausen und in Ravensbrück und habe dort vor den geladenen Gästen und Politikern an die Verfolgung und Ermordung der Sinti und Roma erinnert. In den Ausstellungen der heutigen Gedenkstätten Auschwitz, Ravensbrück und Sachsenhausen wird meine Geschichte dokumentiert. Für die Sammlung von Überlebenden-Interviews, die Steven Spielberg nach seinem Film »Schindlers Liste« angelegt hat, habe ich ausgesagt, in einer sehr guten Dokumentation von der BBC in England, »Der vergessene Holocaust«, wird meine Geschichte dargestellt.

Ich habe Studenten in der Universität und Schülern in den Schulen davon erzählt, was ich erlebt habe. In Fernseh- und Rundfunksendungen bin ich aufgetreten, und Zeitungen haben meine Erlebnisse als Beispiel für die Verfolgung unserer Minderheit geschildert. Ganz besonders habe ich mich für den Bau des Mahnmals stark gemacht, das an die Verfolgung und Ermordung der Roma und Sinti erinnern soll. Es wäre besser gewesen, wenn man ein großes Mahnmal in Berlin für alle Opfer, die von den Nazis verfolgt und umgebracht worden sind, gebaut hätte. Nun gibt es das riesige Mahnmal, das allein an die Verfolgung und Ermordung der Juden erinnern soll. Wie haben wir, die Überlebenden zusammen mit Romani Rose, gekämpft, dass wir wenigstens drei kleine Tafeln im Ausstellungshaus zum jüdischen Mahnmal bekommen, dass man den Völkermord an unserer Minderheit dort wenigstens erwähnt. Wie ist man mit uns umgegangen, als wir deshalb den damaligen Bundestagspräsidenten Wolfgang Thierse sprechen wollten, der darüber mit zu entscheiden hatte. Wie Bittsteller hat man uns alte Männer und Frauen stehen lassen. Ich hatte den Eindruck, als wenn man uns als Opfer gar nicht ernst nimmt. Seit Jahren soll ein Mahnmal für die verfolgten Sinti und Roma gebaut werden. Soweit ich weiß, hat man jetzt endlich, im Jahr 2008, damit begonnen. Ob ich die Einweihung noch erleben werde, daran zweifle ich aber inzwischen. Ich glaube, dass sich ein paar von uns um den richtigen Text gestritten haben, haben die Politiker in Berlin zum Anlass genommen, sich aus der

Affäre zu ziehen. Das war für mich eine schreckliche Heuchelei. Sie haben immer gesagt, dass sich die Sinti nicht einigen können. So haben sie den Bau jahrelang verzögert. Dabei hatte doch die Bundesregierung in Romani Rose den offiziellen Ansprechpartner. Der wusste, was wir, die wir im KZ waren, wollten. Wir wollen schlichtweg nicht mehr »Zigeuner« genannt werden. Wir wollen nicht, dass dieses Wort auf das Mahnmal kommt. Dieses Wort war in der Nazizeit sozusagen unser Todesurteil. So haben uns immer die anderen genannt. Und mir kann keiner erzählen, dass das Wort ganz ohne Hintergedanken ist, wenn man es heute benutzt, wenn man uns so nennt. Ja, es gibt noch ein paar von uns, die von sich sagen: »Ich bin ein Zigeuner.« Das finde ich auch nicht gut. Aber es ist immer noch etwas anderes, wenn jemand sich selbst so bezeichnet, als wenn uns die anderen so nennen. Wir sind Sinti oder Roma, je nachdem, wo wir ursprünglich gelebt haben. Aber wir gehören eigentlich zusammen, auch wenn sich heute so manche Sitten und Gebräuche der Sinti von denen der Roma unterscheiden. Das ist doch immer so, dass je nachdem, wo man lebt, man so seine Eigenarten entwickelt. Die Hamburger sind auch ein bisschen anders als die Münchner, aber alle sind doch Deutsche. Genauso ist das mit den Sinti und Roma. Man kann immer Sinti und Roma sagen oder nur Sinti oder nur Roma, wenn man unsere Minderheit meint. Aber nicht »Zigeuner«. Ich glaube, keiner, der ein etwas dunklerer Typ ist, möchte »Zigeuner« genannt werden. Jeder weiß, dass dieses Wort als Schimpfwort dient. Aber wahrscheinlich fände es niemand unangenehm, für einen Italiener gehalten zu werden. Wenn man zu jemanden sagt: »Guck mal, da geht eine »Zigeunerin« oder über dieselbe Person »Guck mal, da geht eine Italienerin«, dann klingt das doch ganz anders. Ich bin der Meinung, dass mit dem Wort »Zigeuner« immer auch Vorurteile auftauchen oder irgendwelche romantischen Vorstellungen, die auch unsinnig sind.

Jedenfalls wäre ich dafür gewesen, ein Mahnmal für alle von den Nazis Verfolgten zu bauen. Ich kann nicht verstehen, dass man die Opfer sortiert. In den Lagern, in Auschwitz haben alle gleich gelitten. Keiner hat so etwas wie Auschwitz oder andere KZs »verdient«. Juden und wir Sinti und Roma hat man verfolgt, nur weil wir eben so geboren worden sind. Aber kann man dann sagen, z.B. die, die nach Auschwitz kamen, weil sie politischen Widerstand gegen Hitler geleistet haben, dass die selbst Schuld hatten? Oder die Zeugen Jehovas. Hatten sie es verdient, dass sie wegen ihres Glaubens ins KZ kamen? Ich finde, das geht nicht. Polen und Russen und Menschen aus anderen Ländern, sie alle waren gleichermaßen zu Unrecht in einem deutschen KZ. Für mich gibt es keine auserwählten Opfer. Ich würde auch nicht hingehen und zu einem Homosexuellen sagen, »dass du im KZ warst, war doch etwas ganz anderes, als dass ich im KZ war«. Das käme mir doch nicht in den Sinn.



Für seine Erinnerungsarbeit hat Walter Winter am 15. Juli 2008 das Bundesverdienstkreuz Erster Klasse verliehen bekommen, neben ihm seine Frau Marion, rechts Senator D. Wersich.

Wir waren da alle gleich und haben alle gelitten, egal warum wir da waren. Nun kann man natürlich fragen: »Ja, und wie war das mit den Kriminellen?« Klar, die hatten vorher etwas gemacht, was sie nicht hätten tun dürfen. Egal, ob Nazizeit oder nicht, wenn man was Schlimmes macht, wird man bestraft. Aber ich sage, sogar die hatten so etwas wie Auschwitz nicht verdient, auch wenn die brutal mit uns umgegangen sind. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der Auschwitz verdient hat. Und das Verrückte ist ja, dass die, die Straftaten begangen hatten, in Auschwitz nicht um ihr Leben fürchten mussten wie alle anderen. Da kann man wieder sehen, was für ein Wahnsinn das war. Und genau deshalb sage ich, dass man heute die Opfer nicht sortieren soll. Nun kann man ja noch sagen: »Und wie ist das mit den Tätern? Hätte man für die vielleicht wieder ein Lager einrichten sollen?« Ich kann nur wieder sagen: Nein, auch für die nicht. So etwas wie Auschwitz und andere Konzentrationslager gehören nicht in die menschliche Gesellschaft. Schlimm finde ich aber, dass so viele Täter nie wirklich bestraft worden sind. So viele haben sich rausgeredet oder sind untergetaucht oder sind gleich wieder in ihre alten Positionen gekommen. Mengele hat man z.B. nie gefasst. Broad hat vier Jahre gekriegt, König hat man erst Anfang der 1990er Jahre vor Gericht gestellt. Und auf vielen Ämtern saßen sie wieder. Oft haben dieselben Leute, die uns Sinti und Roma ins KZ gebracht haben, auf den Ämtern dann darüber bestimmt, ob wir Entschädigung bekommen.

Die meisten, die in der Nazizeit aktiv oder auch passiv mitgemacht haben, sind inzwischen verstorben. Vor fast 20 Jahren habe ich im Urlaub jemanden kennengelernt, der sich als SS-Mann der Panzerdivision Totenkopf entpuppt hat. Er kam aus meiner Gegend, aus Wilhelmshaven. Wir hatten uns ein bisschen angefreundet, saßen zusammen mit seiner Frau und Marion abends beim Essen und unterhielten uns über dies und das, über Belangloses, wenn wir zusammen am Strand lagen. Von der Nazizeit haben wir nicht gesprochen, ich habe auch vom Lager nichts erwähnt. Meine KZ-Nummer auf dem Arm ist aber nicht zu übersehen. Junge Leute wissen heute manchmal gar nicht, was diese Tätowierung bedeutet, manche dachten schon, das sei meine Telefonnummer. Aber dieser Mann, den ich im Urlaub getroffen habe und der in meinem Alter war, wusste genau, wofür Z 3105 stand. Am Abend bevor wir abreisten, fragte er mich direkt, ob das eine KZ-Nummer ist. Auf meine Antwort sprudelte es nur so aus ihm heraus, er redete und redete. Er war SS-Mann, hatte aber nichts mit den Lagern zu tun, sagte er. Ich glaube, es war ihm ein Bedürfnis, mir zu zeigen, dass er nicht zu den Tätern gehörte. Das mag wahr sein oder auch nicht. Soweit ich weiß, wurden die SS-Leute der Panzerdivision hauptsächlich im KZ-Wachdienst eingesetzt. Er vielleicht nicht, mag sein. Aber ich wollte keinen weiteren Kontakt. Wenn ich weiß, jemand war bei der

SS, kann ich mich mit ihm nicht anfreunden. Was in der Nazizeit gewesen ist, würde immer zwischen uns stehen. Wenn ich mit Männern in meinem Alter zu tun hatte, habe ich innerlich immer Abstand genommen, ich fragte mich sofort nach ihrer Rolle in der Nazizeit. Ich weiß natürlich, dass sich nicht alle an Verbrechen beteiligt haben. Es gab Millionen Soldaten, die anständig geblieben sind. Aber es gab auch die Verbrechen der Wehrmacht. Spezielle Mordkommandos der SS, die so genannten Einsatzgruppen, haben nicht nur Juden, sondern auch Tausende unserer Leute in Osteuropa ermordet.

4.

Ich habe überlebt. Viele von unserer Minderheit sind in den Gaskammern ermordet worden, erschossen, verhungert oder unter den schrecklichen Bedingungen in den KZs gestorben. Man schätzt, dass insgesamt eine halbe Million Sinti und Roma umgekommen sind. Die Erinnerungsarbeit ist für mich oft sehr anstrengend, aber sie ist wichtig. Ich bin heute fast 90 und manche sagen: »Walter, das ist doch alles lange her. Du musst das mal vergessen.« Nein, das kann ich nicht. Und man darf es auch nicht vergessen. Bald wird es niemanden mehr geben, der berichten kann, was er in den Konzentrationslagern erleben und erleiden musste. Ich glaube nicht, dass es so etwas wie den Holocaust, die fabrikmäßige Tötung von Millionen Menschen noch einmal geben wird. Man sagt: die Geschichte wiederholt sich nicht. Mit meiner Erinnerungsarbeit möchte ich Menschen und ganz besonders den Jugendlichen aber klar machen, wohin Diskriminierung und Ausgrenzung führen kann. Menschen unterschiedlicher Herkunft, die heute mit uns leben, dürfen nicht diskriminiert und ausgegrenzt werden. Jeder ist in erster Linie Mensch, egal, woher er kommt und welche Kultur er hat.

Ich denke, so etwas wie Auschwitz wird es nicht wieder geben. Aber auch heute werden Menschen gefoltert, gedemütigt, verfolgt und sogar aus rassistischen Gründen ermordet. Manchmal weit entfernt von uns, in Afrika oder anderswo, manchmal in Europa, fast vor unserer Haustür. Heute, im Zeitalter der Medien, kann niemand mehr sagen, er habe von all dem nichts gewusst. Es sieht so aus, als wenn die Roma aus Osteuropa heute wieder zu Sündenböcken gemacht werden, wenn sie dort hingehen, wo sie hoffen, besser leben zu können. In einem Land der Europäischen Union werden im Jahr 2008 wieder alle Roma polizeilich mit Fingerabdrücken erfasst, sogar die kleinen Kinder. Das erinnert mich an schreckliche Zeiten. Wir müssen uns einmischen, wir dürfen nicht schweigen, wenn Menschen Unrecht getan wird.

Karin Guth

Sinti und Roma in Deutschland

1.

Weltweit gibt es nach grober Schätzung gegenwärtig zwischen acht und zwölf Millionen Sinti und Roma,¹ die meisten von ihnen leben in Europa, besonders in den osteuropäischen Ländern und in Spanien. In Deutschland leben heute etwa 80.000 bis 120.000 Sinti und Roma; viele Roma kamen als Flüchtlinge aufgrund des Krieges im Kosovo 1998/1999 nach Deutschland. Das Verbindende beider miteinander verwandter Bevölkerungsgruppen ist die gemeinsame Herkunft. Als Bezeichnung für die gesamte Minderheit, der noch weitere Teilgruppen angehören, hat sich international die Bezeichnung »Roma« durchgesetzt, in Deutschland spricht man von Sinti und Roma, weil Sinti in diesem Land seit Jahrhunderten ansässig sind und einen großen Teil der gesamten Gruppe bilden. »Zigeuner« ist eine Fremdbezeichnung durch die Mehrheitsbevölkerung, die von der Minderheit selbst als diskriminierend abgelehnt wird.² Vor allem in Deutschland und Österreich, wo Sinti und Roma als »Zigeuner« von den Nationalsozialisten stigmatisiert und verfolgt wurden, wünscht die überwiegende Mehrheit, nicht mehr unter dieser Bezeichnung angesprochen zu werden. »Zigeuner« ist für sie ein mit Verfolgung und Gewalt verbundenes Schimpfwort. Der Begriff transportiert Klischees und negative Stereotypen, seine Anwendung auf die Minderheit der Sinti und Roma ist deshalb im Kern rassistisch.³

Die gesellschaftspolitische Anerkennung als eine der vier deutschen Minderheiten gründet sich wie bei den anderen drei deutschen Minderheiten, den Sorben, den Friesen und den Dänen, auf die eigene identitätsstiftende Sprache. Das Romanes ist die Sprache der Sinti und Roma, die in den ver-

¹ Sinti – Mehrzahl; Sinto – Einzahl, männlich; Sinteza – Einzahl, weiblich
Roma – Mehrzahl; Rom – Einzahl, männlich; Romni – Einzahl, weiblich

² Es gibt Angehörige der Mehrheitsgesellschaft, die immer wieder die Neutralität der Verwendung der Fremdbezeichnung »Zigeuner« betonen. Dass Fremdbezeichnungen nicht neutral sind, sondern diskriminierend und zugleich immer die Überlegenheit über die so Bezeichneten zum Ausdruck bringen, lässt sich an Beispielen wie »Krauts« für Deutsche, »Itaker« für Italiener, »Polacken« für Polen drastisch aufzeigen.

³ Andere Bezeichnungen für die Roma sind »gypsy« (englisch), »gitano« (spanisch) oder »gitan« (französisch). Diese Wörter sind abgeleitet aus »egyptian« (englisch) oder »egipcio« (spanisch) für »ägyptisch«. Auch sie beruhen, genau wie die anderen Fremdbezeichnungen für die Angehörigen der Roma, auf Missverständnissen und implizierten Vorurteile.

schiedenen Heimatländern durch die mehrheitlich gesprochene Landessprache jeweils eigene Färbungen angenommen hat. Die meisten Sinti und Roma wachsen zweisprachig auf. Sie verwenden in ihren Familien als erste Muttersprache das Romanes neben der jeweiligen Landessprache. Durch sprachwissenschaftliche Untersuchungen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts konnten Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen zwischen dem Romanes und der altindogermanischen Hochsprache Sanskrit aufgezeigt werden. Noch genauere Übereinstimmungen gibt es zwischen dem Romanes und Dialekten im Nordwesten Indiens, dem heutigen Pakistan. Seit mehr als 800 Jahren hat sich das Romanes unabhängig von den indischen Sprachen entwickelt, ohne die Wurzeln des Sanskrit gänzlich verloren zu haben.

Aufgrund dieser sprachwissenschaftlichen Befunde geht man davon aus, dass die Sinti und Roma ursprünglich im Nordwesten Indiens gelebt haben und die Region etwa um das Jahr 1000 nach Chr. verlassen mussten. Auch wenn die genauen Gründe für die ursprüngliche Migration der Roma nicht dokumentiert sind, ist davon auszugehen, dass kriegerische Ereignisse, Vertreibung und Verfolgung oder auch wirtschaftliche Not die Menschen veranlasst haben auszuwandern. In einem Zeitraum von ca. fünf Jahrhunderten führte die Wanderung schließlich von Asien über den Nahen Osten, Kleinasien, Griechenland, die Türkei und den Balkan nach Europa. Einflüsse von Kontaktsprachen auf das Romanes lassen dies vermuten, da Lehnwörter aus dem Persischen, Armenischen, Griechischen und Slawischen im Wortschatz der Sprache zu finden sind. Die Roma, die in Spanien leben, sind vermutlich über Nordafrika ins Land gekommen.

Seit über 600 Jahren leben Sinti und Roma in Europa. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wurden sie in fast allen europäischen Ländern urkundlich erwähnt; in Deutschland erstmals in der Bischofsstadt Hildesheim im Jahre 1407. Das Leben in unterschiedlichen Regionen in Europa hat im Laufe von Jahrhunderten dazu geführt, dass sich kulturelle Besonderheiten zu eigenen Identitäten entwickelt haben. Insofern unterscheidet man zwischen Sinti, die in West- und Mitteleuropa beheimatet sind, und Roma, die vornehmlich in Osteuropa leben. Durch die politischen Veränderungen in Osteuropa sind Roma inzwischen in ganz Europa ansässig. Es gibt weitere Gruppen, die innerhalb der Minderheit der Roma ihre Eigenständigkeit betonen. Entgegen klassischer Vorurteile bilden Sinti und Roma also keine homogene Einheit, sondern ihre Lebensstile sind ebenso vielfältig wie die der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft. Die Vorstellung, eine ethnisch einheitliche Gruppe sei aus ihrer »Urheimat« aufgebrochen, auf der Wanderung über Jahrhunderte ein homogener Verband geblieben und habe sich am Ende ihrer Wanderung woanders neu angesiedelt, ist ahistorisch. Ebenso wenig wie den verschiedenen

Volksgruppen, die an der europäischen Völkerwanderung zwischen Spätantike und dem Frühmittelalter beteiligt waren, ein »angeborener Wandertrieb« unterstellt werden kann, trifft ein solches biologistisches Vorurteil auf die Roma zu.

Im Unterschied zur immer noch weit verbreiteten Meinung leben die meisten Roma in Europa, vor allem in Osteuropa und Spanien sowie auch in Deutschland, seit vielen Generationen an einem Ort. Waren es vor der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung noch einige Familien, die aus Gründen der Erwerbstätigkeit zeitweilig in der vertrauten Region unterwegs waren, so wird der Wohnort heute nur noch selten aus diesen Gründen verlassen.

2.

Bis in die Gegenwart ist diese Minderheit immer wieder von Vertreibung und sogar Verfolgung betroffen. Mit Akzeptanz oder gar Wohlwollen begegnete man den nach Europa eingewanderten Sinti und Roma nur wenige Jahrzehnte. Im 15. Jahrhundert wurden die Einwanderer in Osteuropa, Südeuropa, schließlich in Westeuropa und in Deutschland von Königen und Landesfürsten zunächst mit interessierter Neugier aufgenommen. Sie erhielten Bürgerrechte, so etwa um die Mitte des Jahrhunderts in Frankfurt, ebenso wurden sie auch in anderen europäischen Ländern rechtlich gleichgestellt. Die jeweils Herrschenden bestätigten die Rechte in so genannten Schutzbriefen. Gesellschaftliche Umbrüche gegen Ende des 15. Jahrhunderts waren dann aber der Auslöser für die zunehmende Unterdrückung und Verfolgung der Sinti und Roma. Die Zünfte sahen in den Eingewanderten eine Konkurrenz und untersagten ihnen die Ausübung von Handwerksberufen. Mit dem Verbot, erwerbstätig zu sein, entzog man ihnen die Lebensgrundlage. Aus vielen Gebieten wurden sie vertrieben. Maßgeblichen Anteil an der Diskriminierung und Verfolgung hatte die katholische Kirche in den verschiedenen europäischen Ländern. Wenngleich die Sinti und Roma bis heute der jeweiligen Religion der Mehrheitsgesellschaft angehören und sich vermutlich bald nach ihrer Ankunft der vorherrschenden Religion angeschlossen hatten, so wurden sie dennoch als Heiden oder sogar als Verbündete des Teufels stigmatisiert und verfolgt. Wie die Juden, so wurden auch die Sinti und Roma in der Folge immer wieder zu Sündenböcken für alle möglichen Missstände gemacht. Eine solche Stigmatisierung von Minderheiten in Zeiten gesellschaftlichen Wandels lässt sich bis in die Gegenwart feststellen. In der Regel finden Minderheiten nur in einer souveränen, demokratischen, toleranten und vor allem wirtschaftlich stabilen Gesellschaft ihren gleichberechtigten Platz. Gerät einer dieser notwendigen Pfeiler für die Sicherheit von Minderheiten ins Wanken, droht ihnen Gefahr, dass sie nicht mehr unbehelligt als Teil der Ge-

sellschaft leben können, dass sie stigmatisiert und im schlimmsten Fall vertrieben und sogar verfolgt werden.

Mit Beginn des 16. Jahrhunderts treten in allen europäischen Ländern Erlasse und Gesetze in Kraft, die auf die Vertreibung auch um den Preis der physischen Vernichtung zielen. Die Sinti und Roma werden für »vogelfrei« erklärt und somit Raub und Totschlag ausgesetzt. Kopfprämien werden für jeden Getöteten gezahlt und die ländliche Bevölkerung ermuntert, Jagd auf Roma zu machen. Das Überschreiten der Landesgrenzen innerhalb des deutschen Reiches wird den Sinti und Roma bei Androhung grausamster Strafen wie Erschießung, Erhängung und Folter verboten. Noch in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts werden Sinti gezwungen, unverzüglich den Regierungsbezirk zu verlassen, in dem sie sich auf der Durchreise kurzfristig aufhalten. Wenn Walter Winter schildert, wie ein Dorfpolizist seinen Vater mit einem gezielten Peitschenhieb ins Gesicht antreibt, sich mit seiner Familie aus einem Bezirk zu entfernen, ist dies ein Zeugnis für die Kontinuität polizeilicher Denkschemata in Bezug auf Sinti und Roma, die als »fremdrassig« stigmatisiert und trotz ihrer jahrhundertelangen Anwesenheit in Deutschland ausgegrenzt und schließlich verfolgt werden.

Auch im 21. Jahrhundert werden Roma, vor allem in den osteuropäischen Ländern, restriktiven polizeilichen Maßnahmen ausgesetzt. In westeuropäischen Ländern werden sie ebenfalls drangsaliert und vertrieben, oftmals ermuntert durch die Bürgermeister der Orte. Der Europarat hat Hunderte Fälle dokumentiert, in denen Roma vertrieben wurden – in Griechenland, Bulgarien, Tschechien, Großbritannien, Italien und Frankreich. In den vergangenen Jahrzehnten waren Roma in südosteuropäischen Ländern zeitweilig offener Verfolgung ausgesetzt. Während des Kosovo-Krieges wurden ganze Siedlungen dieser Minderheit von militanten Nationalisten niedergebrannt und die Bewohner zur Flucht gezwungen. Sofern sich Roma aus dem Kosovo oder auch aus Bosnien nach Deutschland oder in andere westeuropäische Länder retten konnten, schlägt ihnen Ablehnung und Ausgrenzung entgegen, oftmals angeheizt durch populistische Medienberichterstattung.

Diskriminierung und Diffamierung erfahren die Kinder der Sinti und Roma bis heute, sofern sie sich als Angehörige dieser Minderheit zu erkennen geben. Nur wenigen Kindern und Jugendlichen bleibt diese Erfahrung erspart, denn sie beginnt oft bereits in den ersten Schuljahren. Sinti-Kinder, deren Familien seit Jahrhunderten in Deutschland leben, werden in einer verbreiteten Praxis der innerschulischen Abschiebung »schwieriger« Schüler – dazu zählen nicht selten pauschal auch Kinder aus Migrantenfamilien – von der Grundschule in Sonderschulen überstellt, die als Förderschulen bezeichnet werden. In der Regel ist damit der Lebens- bzw. Berufsweg vorgezeichnet, denn nach Been-

digung der Schulzeit in einer Sonderschule ist es nahezu ausgeschlossen, einen Ausbildungsplatz zu finden. Nur wenige Sinti oder Roma erzielen aber mit selbstständigen Erwerbstätigkeiten ein ausreichendes Einkommen. Bildung als Voraussetzung für ein selbstbestimmtes, von staatlichen Maßnahmen unabhängiges Leben den Angehörigen von Minderheiten vorzuenthalten, widerspricht nicht nur einem fundamentalen Menschenrecht, sondern lässt Zweifel aufkommen, ob eine Verbesserung der Lage dieser Minderheit von der Mehrheitsgesellschaft überhaupt erwünscht ist.

Für den Abbau der Diskriminierung von Minderheiten, welcher Zugehörigkeit auch immer, ist es dringend erforderlich, allen gleiche Bildungschancen zu ermöglichen. Dass in den Bundesländern Baden-Württemberg, Hessen und Saarland für geduldete Flüchtlingskinder keine Schulpflicht besteht, ist ein Skandal. Noch gravierender ist das Ausmaß der Diskriminierung von Roma-Schülern in den Staaten Ost- und Südosteuropas. Dort werden Roma nicht nur durch eine gettoähnliche Wohnsituation diskriminiert, sondern auch die extrem schlechte Bildungssituation für Roma-Schüler zeugt von rassistischer Diskriminierung. Die Schüler dieser Minderheit werden oft in speziellen Klassen und Schulen von den Kindern der Mehrheitsbevölkerung isoliert. Es kommt vor, dass sie in Sonderschulen für geistig Behinderte abgeschoben werden.

Die Benachteiligung im Bildungssystem ist schichtenspezifisch. Bestimmte Minderheiten sind häufig von der Benachteiligung betroffen, weil sie in ökonomischer Hinsicht oft am Rand der Gesellschaft stehen und ihnen mit Vorurteilen begegnet wird. Dennoch ist es einigen Sinti und Roma überall auf der Welt gelungen, die Bildungseinrichtungen erfolgreich zu nutzen. Angehörige der Minderheit sind nicht nur als Akademiker, Anwälte, Lehrer, Regisseure, Schauspieler und Sänger tätig oder auch in Regierungsdiensten zu finden, sie üben alle Lehrberufe im Handwerk und im Handel aus oder arbeiten als selbstständige Unternehmer. Allerdings machen viele von ihnen ihren familiären Hintergrund nicht öffentlich, um Stigmatisierung und Nachteile zu vermeiden. Diese verständliche Vorsicht kann nur in einer Gesellschaft abgebaut werden, in der Vorurteile weniger dominierend sind.

Vor diesem Hintergrund der gesellschaftlichen Ausgrenzung seit Jahrhunderten bis in die Gegenwart hat die Familie im Leben der Sinti und Roma große Bedeutung. Aushalten kann eine menschliche Gemeinschaft, eine Minderheit, diesen dauernden Druck durch die Mehrheitsgesellschaft, die sich anmaßt, die Lebensform und sogar ihre Existenzberechtigung im jeweiligen Land immer wieder in Frage zu stellen, nur durch ein enges familiäres Netz, durch den Zusammenhalt über die Kleinfamilie hinaus, durch die Solidarität mit den Angehörigen der eigenen Gruppe. Große Familienverbände bieten

nicht nur Schutz, sondern gewährleisten auch den Erhalt von Tradition und Brauchtum und vor allem die Weitergabe der eigenen Sprache, die in der Regel ausschließlich mündlich und nicht schriftlich erfolgt.

3.

Im Deutschen Reich beginnt bereits um 1900 die polizeiliche Erfassung aller Sinti und Roma mit den damals modernsten Techniken; Fotos von einzelnen Personen werden gemacht, Fingerabdrücke genommen und ein »Zigeunerbuch« von den Behörden angelegt. 1931 wurde in München die »SS-Auskunftei« des Sicherheitsdienstes (SD) vom späteren Reichsführer SS Heinrich Himmler eingerichtet, die mit der systematischen Registrierung der beiden so genannten »außereuropäischen Rassen«, d.h. der Juden und Sinti und Roma begann. Auch wenn keine genauen Zahlen vorliegen, so wird aufgrund seriöser Schätzungen davon ausgegangen, dass zwischen den Jahren 1933 und 1945 im Reichsgebiet etwa 25.000 bis 30.000 deutsche Sinti und Roma ansässig waren. Bei einer damaligen Gesamtbevölkerung von 60 Millionen entspricht dies einem Prozentsatz von ca. 0,5%.

Auf der Grundlage der nationalsozialistischen Rassenideologie werden Sinti und Roma schrittweise entrechtet und schließlich in die Vernichtungslager deportiert. Mit den 1935 erlassenen Nürnberger Gesetzen »zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« gelten Sinti und Roma ebenso wie die Juden als »fremdrassig« bzw. »fremdblütig«. Reichsminister Wilhelm Frick erläutert im Ausführungserlass des Gesetzes am 3. Januar 1936: »Zu den artfremden Rassen gehören in Europa außer den Juden regelmäßig nur die Zigeuner.« Die systematische Ausgrenzung und Entrechtung wird gesetzlich festgeschrieben. Sinti und Roma werden ebenso wie die Juden im Unterschied zur Mehrheitsbevölkerung als Nicht-Arier gesehen. Diese rassistische Unterscheidung befördert ein Gefühl der Überlegenheit der Mehrheit gegenüber allen Minderheiten, vor allem aus biologisch-rassistischen Gründen, aber auch aus soziologisch-rassistischen Gründen. Ausgegrenzt und verfolgt mit dem Ziel der Vernichtung werden in der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft« nicht nur Sinti und Roma sowie Juden aufgrund ihrer Geburt, sondern auch Homosexuelle, Kommunisten, Sozialisten, Zeugen Jehovas und nicht angepasst lebende Menschen, die als Asoziale bezeichnet werden. Die Gesinnungsgemeinschaft des Nationalsozialismus fand sich zudem bereit, die Schwächsten, d.h. die Behinderten, zu ermorden.

Das bei den Mitgliedern vieler Gesellschaften verbreitete Phänomen, eigene Schwächen und Unzulänglichkeiten als bedrohlich zu empfinden, bietet rassistischen Ideologien eine Basis für schnelle und meist uneingeschränkte Akzeptanz bei der Mehrheit. Als »willige Vollstrecker« von Rassenideologien

bieten sich diejenigen an, denen ohne persönliches Verdienst und qua Gesetz ohne individuelle Verantwortung das Gefühl und Bewusstsein der Überlegenheit über andere zugefallen ist, die aufgrund prinzipiell beliebiger Definition als Unterlegene betrachtet werden. Latent scheint rassistisches Gedankengut in nahezu allen Gesellschaften vorhanden zu sein. Versteht sich eine Gesellschaft verfassungsmäßig als explizit nicht rassistisch, werden rassistische Verhaltensweisen in einem Rechtsstaat gesetzlich geahndet, sofern sie zu Verletzung von Leib und Leben führen.

Auf der Ebene gesellschaftlicher Diskriminierungen und Ausgrenzungen im Alltag können Gesetze wenig bewirken. Erziehung und Bildung und nicht zuletzt auch psychische Souveränität, die ohne die Stütze rassistischer Überlegenheit auskommt, sind Voraussetzung für ein akzeptierendes Zusammenleben mit Minderheiten jedweder Herkunft. Die Forderung nach Integration ist deshalb nicht nur an die Minderheiten zu richten, wie sie wahlkämpferisch immer wieder von Parteien gefordert wird, die ihrer Klientel gern das Gefühl der Überlegenheit als Wahlgeschenk anbieten, sondern Integration von Minderheiten im Land ist eine Aufgabe, die gleichermaßen von der Mehrheitsgesellschaft zu leisten ist.

Diskriminierungen und Ausgrenzungen waren die Sinti und Roma jahrhundertlang ausgesetzt, die Verfolgung in der NS-Zeit bis hin zum Völkermord ist dennoch einzigartig. Beschlossen, geplant und durchgeführt wurde der Genozid an dieser Minderheit durch zentrale Staats- und Parteistellen im Deutschen Reich. Die Umsetzung der nationalsozialistischen »Rassenpolitik« hinsichtlich der Sinti und Roma basierte auf einer engen Zusammenarbeit von Wissenschaft und staatlichem Machtapparat. 1936 wird unter Leitung des Nervenarztes Dr. Robert Ritter die »Rassenhygienische Forschungsstelle« im Reichsgesundheitsamt eingerichtet, deren Hauptaufgabe die lückenlose Erfassung aller Sinti und Roma ist. Robert Ritter und seine Assistentin Eva Justin erstellen auf der Grundlage bereits vorhandener Daten, mit Hilfe von Denunziationen, Vermutungen, Vorurteilen und unter Verwendung der bereitgestellten Kirchenbücher sowie vor allem durch direkte Befragungen der zumeist ahnungslosen Menschen an ihrem Wohnort genealogische Übersichten. Bis Ende 1944 werden über 24.000 Sinti und Roma in so genannten Rassegutachten erfasst.

Einem pervertierten Wissenschaftsverständnis folgend suchen Robert Ritter und seine Mitarbeiter zudem nach messbaren Belegen für die Zugehörigkeit zur »fremdrassigen« Minderheit. Aus diesem Grund nehmen sie Messungen von Kopfgröße, Ohrengöße, Nasenlänge, Augenabstand und Handformen vor. Handelte es sich hier um pseudowissenschaftliche Untersuchungen der Physiognomie von Menschen vor dem Hintergrund einer rassistischen Ide-

ologie, so birgt jede anthropologische Kategorisierung, etwa auch im Rahmen der Ethnologie, Gefahren des Missbrauchs.⁴

Die »rassenbiologische« Theorie lieferte die wissenschaftliche Legitimierung für die Verfolgung der Sinti und Roma. Die polizeilichen Verfolgungsbehörden setzten die Theorie durch »rassenpolitische Maßnahmen« in die Praxis um. Bis zur Deportation in die Todeslager wurde ab 1938 ein kriminalpolizeilicher Apparat aufgebaut, der von der »Reichszentrale zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens« in Berlin gelenkt wurde, und dessen ausführende Organe die jeweiligen Ortspolizeibehörden waren. Regionalen Behörden und Institutionen wurde die wesentliche Aufgabe im Rahmen der Verfolgung übertragen. Ohne die aktive Beteiligung lokaler Behörden wäre die listenmäßige Erfassung der Sinti und Roma und wären vor allem die Deportationen nicht möglich gewesen. Bemerkenswert ist, dass diese Regionalbehörden über einen gewissen Handlungsspielraum verfügten. Am Beispiel der Familie Winter wird dies deutlich. In der Stadtgemeinde Cloppenburg, dem Wohnsitz der Familie, sorgte die örtliche Polizeiführung gezielt dafür, dass Sinti in kriegswichtigen Betrieben arbeiteten und deshalb nicht deportiert wurden. Dieses Eintreten für ihren Verbleib lässt sich vermutlich auf die persönliche Bekanntschaft des Bürgermeisters und des »Polizeichefs« mit den ortsansässigen Sinti-Familien und deren Akzeptanz als alteingesessene Familien zurückführen. Nachweislich wurden 79 Cloppenburger Sinti von der Deportation nach Auschwitz ausgenommen. In anderen Regionen, schon in direkter Nachbarschaft, setzten die Polizeibehörden dagegen die angeordnete Deportation nach Auschwitz 1943 rückhaltlos um. Walter Winter, seine Schwester Maria und sein Bruder Erich wurden verhaftet und deportiert, weil sie außerhalb von Cloppenburg arbeiteten.

Im August 1938 schrieb der Rassenforscher Dr. Adolf Würth: »Die Zigeunerfrage ist uns heute in erster Linie eine Rassenfrage. So wie der nationalsozialistische Staat die Judenfrage gelöst hat, so wird er auch die Zigeunerfrage grundsätzlich regeln müssen.« Die rassistisch motivierte Verfolgungs- und Vernichtungspolitik des nationalsozialistischen Staates unterschied sich in radikaler Weise von allen vorangegangenen Formen der Verfolgung. Erklärtes Ziel dieser mörderischen Politik war die Vernichtung der deutschen und europäischen Sinti und Roma sowie der deutschen und europäischen Juden.

Seit 1933 wird durch die Einstufung, der Minderheit anzugehören, über die Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen Leben und Zwangssterilisation

⁴ An Instituten für Ethnologie wurde noch im Jahr 2008 an mindestens drei deutschen Universitäten »Tsiganologie«, d.h. »Zigeunerforschung«, betrieben, und zwar an der Universität Leipzig, an der Universität Gießen und an der Universität Freiburg.

entschieden und schließlich über Deportation und Ermordung. Die Rassenideologie verbietet aufgrund des so genannten Blutschutzgesetzes Ehen zwischen »Ariern« und »Nicht-Ariern«. Waren Sinti und Roma bereits mit Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft verheiratet, wurden sie zur Sterilisation gezwungen. Die Verweigerung des Wandergewerbescheins entzog den Sinti und Roma die Erwerbsgrundlage. Mit der so genannten Festschreibung, der zufolge der Wohnort nicht verlassen werden durfte, konnten viele Erwerbstätigkeiten, z.B. Pferdehandel auf Märkten in der nahen Umgebung, nicht mehr ausgeübt werden. In einer ersten Verhaftungswelle 1938 wurden Angehörige beider Minderheiten, Sinti und Roma sowie Juden, in die Konzentrationslager Sachsenhausen, Dachau und Buchenwald deportiert. In mehreren Städten wurden umzäunte und polizeilich bewachte Zwangslager für Sinti und Roma eingerichtet, 1936 anlässlich der Olympischen Spiele in Berlin das Lager Marzahn. Wurde Kindern aus Familien dieser Minderheit schon seit Ende der 1930er Jahre gelegentlich der gemeinsame Unterricht mit den Kindern der Mehrheitsgesellschaft verwehrt, so konnten sie ab 1941 als »Fremdrassige« ausgeschlossen werden. Wenige Monate nachdem Walter Winter 1940 zur Wehrmacht eingezogen worden war, verfügte das Oberkommando der Wehrmacht, dass »Zigeuner und Zigeunermischlinge« ebenso wie »jüdische Mischlinge I. Grades« der Ersatzreserve II zuzuweisen seien. Walter Winter erfuhr davon nichts, spürte aber, dass er anders als andere Wehrmachtangehörige behandelt wurde. Im Jahr 1942 wurden schließlich alle ermittelten Sinti und Roma aus dem Militär entfernt und im März 1943 aus dem damaligen Reichsgebiet nach Auschwitz deportiert.

Bereits im Mai 1940 begannen die Massendeportationen der deutschen Sinti und Roma aus Norddeutschland, dem Rheinland und Südwestdeutschland. 2.500 Familien wurden in das besetzte Polen verschleppt und in Lagern inhaftiert; fast die Hälfte von ihnen waren Kinder und Kleinkinder. Die Erwachsenen und auch die Kinder mussten unter SS-Bewachung Zwangsarbeit leisten. Ab 1941 wurden Sinti und Roma aus allen Gebieten des nationalsozialistisch besetzten Europa mit dem Ziel ihrer systematischen Ermordung in Konzentrationslager verschleppt. 5.000 Angehörige dieser Minderheit wurden aus dem österreichischen Burgenland in das Getto Łódź (Litzmannstadt) deportiert und von dort in das Vernichtungslager Chełmno (Kulmhof) gebracht, wo sie in Gaswagen ermordet wurden. Der Reichskommissar für das Ostland ordnete im Juli 1942 an: »Ich bestimme, dass Zigeuner in der Behandlung den Juden gleichgestellt werden.« Die »Einsatzgruppen« der SS, Polizeikommandos und die Wehrmacht ermordeten durch Massenerschießungen Sinti und Roma sowie Juden in den besetzten Gebieten der Sowjetunion. Am 14. September 1942 protokolliert Reichsminister Thierack nach

einer Besprechung mit Goebbels, »dass Juden und Zigeuner schlechthin vernichtet werden sollen«.

Am 16. Dezember 1942 ordnet der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei Heinrich Himmler an, alle noch im Reichsgebiet verbliebenen Sinti und Roma in das Todeslager Auschwitz-Birkenau zu deportieren. Ab Februar 1943 werden etwa 23.000 Angehörige der Minderheit aus vielen Ländern Europas nach mehrtägigen qualvollen Fahrten in überfüllten Eisenbahnwaggons nach Auschwitz gebracht, darunter die letzten 10.000 noch im Reichsgebiet wohnhaften Sinti und Roma. Wie schon vor den ersten Deportationen 1940 wurden der private Besitz, Grundstücke, Häuser und Barvermögen beschlagnahmt. Bei der Beraubung der Sinti und Roma durch die Reichsfinanzverwaltung wurde die Anweisung gegeben, die Vermögenswerte der Sinti und Roma seien »wie Judensachen zu behandeln« oder »nach den für die Verwertung von Judenvermögen ergangenen Bestimmungen zu verwerten«.⁵ In Auschwitz-Birkenau wurden Sinti und Roma im von der SS so genannten Zigeunerlager, von elektrisch geladenem Stacheldraht umgeben und von anderen Häftlingen getrennt, eingesperrt. Die Überlebenschancen der in Auschwitz-Birkenau Inhaftierten waren gering. Die fabrikmäßige Tötung aller Sinti und Roma vom Kleinkind bis zum Greis war vorgesehen, nachdem man ihre Arbeitskraft oder ihren Nutzen für pseudowissenschaftliche Forschungen ausgebeutet hatte. Dr. Josef Mengele, seit Juni 1943 Lagerarzt im so genannten Zigeunerlager, führte bestialische Menschenversuche durch, besonders an Zwillingen, um den Nachweis zu erbringen, dass spezifische »Rassemerkmale« vererbt werden können.

Nach den Lagerlisten sind die meisten Sinti und Roma in Auschwitz vergast worden oder sie fielen den unmenschlichen Bedingungen im Todeslager zum Opfer. Von den 6.000 Häftlingen, die sich Ende Juli 1944 noch im »Zigeunerlager« befanden, deportierte man die als »arbeitsfähig« eingestuft in andere Konzentrationslager, wo sie »durch Arbeit vernichtet werden« sollten, wie Goebbels bereits 1942 angeordnet hatte. 2.900 Sinti und Roma, Alte, Kranke, Mütter und Kinder wurden am 2. August 1944 in den Gaskammern ermordet.

Sinti und Roma waren aber nicht nur in Auschwitz inhaftiert, wurden nicht nur dort ermordet, sie starben auch in Dachau, in Buchenwald, in Ravensbrück, in Sachsenhausen, in Neuengamme, in Bergen-Belsen, in vielen anderen Konzentrationslagern, in den Nebenlagern im Deutschen Reich und

⁵ Hans-Dieter Schmid: »...wie Judensachen zu behandeln«. Die Behandlung der Sinti und Roma durch die Finanzverwaltung, in: zeitenblicke 3 (2004), Nr.2: www.zeitenblicke.Net/2004/02/schmid/index.html

in Lagern im nationalsozialistisch besetzten Europa. Verfolgt und deportiert mit dem Ziel ihrer Ermordung wurden Kinder aus Heimen und Pflegefamilien sogar dann, wenn nur ein Urgroßelternanteil zu den Sinti oder Roma gehörte, so genannte Achtelzigeuner.

Geht man davon aus, dass ca. 30.000 deutsche Sinti und Roma im Reichsgebiet ansässig waren, sind über zwei Drittel im Holocaust ermordet worden. Nur wenigen gelang es unterzutauchen, um nicht als »Zigeuner« klassifiziert zu werden, und nur selten kam es vor, dass die örtlichen Behörden Sinti-Familien vor der Deportation schützten. Verfolgt, deportiert und ermordet wurden Sinti und Roma in weiten Teilen Europas. Man geht davon aus, dass 500.000 Angehörige dieser Minderheit aus rassistischen Gründen getötet wurden. Ob diesem Völkermord weit mehr Menschen zum Opfer fielen oder möglicherweise weniger, ist eine letztendlich nicht zweifelsfrei zu klärende Frage. Ein systematisch geplanter Völkermord kann nicht danach beurteilt werden, ob sein Ziel erreicht wurde, d.h. nicht die Zahl ermordeter Menschen ist relevant, sondern die Absicht, Sinti und Roma vom Kleinkind bis zum Greis zu ermorden. Insofern ist jede »Rechnerei« unwürdig. Es ist zynisch angesichts der Ungeheuerlichkeit der Verbrechen zu diskutieren, ob sechs Millionen Juden ermordet wurden oder weniger, ebenso zynisch ist es, die angenommene Zahl ermordeter Sinti und Roma »herunterzurechnen«, wie es immer wieder geschieht.

4.

Bis Ende 1944 waren fast alle deutschen Sinti und Roma sukzessive in die Konzentrationslager im besetzten Polen oder in Lager im Reichsgebiet deportiert worden. Die Sinti und Roma, die die Haft in den Konzentrationslagern überlebt hatten, kehrten nach ihrer Befreiung 1945 in ihre Heimatländer zurück. Einen eigenen Staat für sie gab es nicht, in anderen Ländern waren Roma und Sinti nicht erwünscht und sie selbst fühlten sich trotz der Verfolgung und des Versuchs, ihnen das Leben zu nehmen, an ihre Herkunftsregion gebunden. Sie waren und sind Deutsche, Österreicher, Holländer, Polen, Ungarn, Russen oder Rumänen oder sie hatten andere Herkunftsländer. Einige hatten das Glück und trafen bei ihrer Rückkehr auf Familienangehörige, die entweder als Zwangsarbeiter eingesetzt und nicht deportiert worden waren oder die sich versteckt halten konnten. Andere suchten Monate und Jahre, manchmal sogar Jahrzehnte nach ihren Eltern, ihren Geschwistern, ihren Cousins und Cousinen, nach Angehörigen ihrer Familien, zu denen in den Lagern oder bei Deportationen der Kontakt abgerissen war. Es gab und gibt bis heute kaum eine Familie, die nicht vom Holocaust betroffen ist, fast alle haben Verwandte, die in den Konzentrationslagern umgekom-

men sind. Für die Überlebenden begannen jahrelange, oft jahrzehntelange Kämpfe mit den deutschen Behörden um die Anerkennung als Opfer nationalsozialistischer Verfolgung, um Entschädigungszahlungen für die Leiden in den Lagern. Nicht selten verstarben die Antragssteller, bevor sie ihr Recht auf Entschädigung durchsetzen konnten. Wie skandalös das Verhalten der Behörden gegenüber den Überlebenden war, zeigt eine Anordnung des Innenministers von Baden-Württemberg vom 22. Februar 1950, in der bestimmt wurde, »Wiedergutmachungsanträge von Zigeunern und Zigeunermischlingen zunächst dem Landesamt für Kriminal-Erkennungsdienst in Stuttgart zur Überprüfung zuzuleiten«.

Als skandalös muss auch gesehen werden, dass die Entschädigungsbehörden sich zunächst das Argument der »Kriminalprävention« für die Deportation der Sinti und Roma in die Konzentrationslager vor 1943 zu eigen machten und alle Entschädigungsansprüche für die KZ-Haft vor diesem Zeitpunkt zurückwiesen. Damit sprach man denjenigen, die bereits vor der Deportation in das Vernichtungslager Auschwitz in andere Lager verschleppt worden waren, die Berechtigung auf Entschädigung ab. Die Behörden der Bundesrepublik hielten demnach fast 20 Jahre lang formal die Inhaftierungen von Tausenden Frauen, Männern, Kindern und Kleinkindern aus »kriminalpräventiven« Gründen für gerechtfertigt. Erst nach einem Urteil des Bundesgerichtshofs im Dezember 1963, in dem »rassenpolitische« Motive für die Deportation immer noch zögerlich als »mitursächlich« angenommen wurden, wurde die Entschädigung für die Verfolgung und KZ-Haft aus »rassenpolitischen Gründen« auch für die Zeit vor 1943 anerkannt. Für einen Monat KZ-Haft wurden in der Regel 150 DM gezahlt. Auch wurde mit pauschalen Abfindungssummen »entschädigt«; manchmal musste in einem Vergleich der Verzicht auf zukünftige Ansprüche, etwa aufgrund durch die Haft verursachter später auftretender Erkrankungen, erklärt werden. Bei der Bearbeitung der Anträge verfügten die Behörden über einen gewissen Ermessensspielraum. Aus diesem Grund war eine regional unterschiedliche Bewilligungspraxis nicht selten. Es ist zudem nicht auszuschließen, dass die Antragssteller die gesellschaftsweit vorhandenen Vorurteile gegenüber den Sinti und Roma zu spüren bekamen und sie deshalb erst mit anwaltschaftlicher Hilfe ihr Recht durchsetzen konnten. Es kam vor, dass über die Bewilligung der Entschädigung Gutachter entschieden, die für die Deportation der Sinti und Roma in die Konzentrationslager mitverantwortlich waren.

Die historische Verantwortung für die Ermordung der Juden aus rassistischen Gründen wurde unter dem Druck der Weltöffentlichkeit 1949 von den Behörden der Bundesrepublik als Rechtsnachfolgerin des Deutschen Reiches übernommen. Die historische Verantwortung für die Ermordung der Sinti

und Roma aus denselben rassistischen Gründen geriet nicht in den Blick oder wurde zurückgewiesen.

Auch die Vertreter der Besatzungsbehörden ließen sich manchmal von Vorurteilen im Umgang mit Überlebenden leiten. Captain Dodgson von der Britischen Militärregierung ordnete am 30. August 1945 an, die Holzunterkünfte abzureißen und zu verbrennen, die sich die aus den Konzentrationslagern zurückgekehrten Sinti und Roma am Hamburger Stadtrand errichtet hatten. Die Wertgegenstände wurden den Bewohnern abgenommen und verkauft. Im September 1945 wurden sogar Überlegungen angestellt, ein Zwangsarbeiterlager für die Überlebenden der Verfolgung einzurichten.⁶

Besonders in den Polizeibehörden hatte sich die Haltung gegenüber den Sinti und Roma oft kaum verändert. Die von der so genannten Rassenhygienischen Forschungsstelle unter der Leitung von Robert Ritter erfassten Daten wurden von den »Zigeunerabteilungen« der Kriminalbehörden, die sich in »Landfahrerzentralen« umbenannten, übernommen und sogar noch um die tätowierten Auschwitz-Nummern ergänzt. Durch die auf diese Weise in den Landeskriminalämtern angelegten »Zigeunerakten« funktionierte die Überwachung aller Sinti und Roma in den 1950er und 60er Jahren bundesweit. Unabhängig von einem Straftatverdacht wurde mit der Namenskartei, der Lichtbildkartei und einer Kraftfahrzeugdatei eine ganze Gruppe von deutschen Bürgern über Jahrzehnte erfasst, weil sie zur Minderheit der Sinti und Roma gehört. Erst aufgrund einer Verfassungsbeschwerde des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma wurde im Oktober 2001 schriftlich zugesichert, dass die in Bayern bis dahin immer noch fortgesetzte Sondererfassung eingestellt wird.

Konfrontiert mit dem fehlenden Schuldbewusstsein der Mehrheitsgesellschaft, mit der offensichtlichen Ungleichbehandlung im Vergleich mit den jüdischen Opfern und vor allem mit der fortgesetzten Diskriminierung durch die Medien und die gesamte Öffentlichkeit, zogen sich die Familien auf sich selbst zurück. Sie nahmen mehr und mehr Abstand von der gesellschaftlichen Umgebung. Skepsis und sogar Misstrauen der Sinti und Roma gegenüber der Mehrheitsgesellschaft, ihr Rückzug auf die eigene Minderheit sind Folge des Völkermords und vor allem auch Folge der fortgesetzten Diskriminierung nach 1945. Besonders in den Jahrzehnten nach ihrer Befreiung aus den Konzentrationslagern waren Sinti und Roma in Deutschland in ihrem Alltag immer wieder konfrontiert mit möglichen Tätern.

Sie begegneten direkt oder indirekt aktiven und passiven Tätern, Menschen, die ihnen tatsächlich nach dem Leben getrachtet hatten, oder solchen,

⁶ Staatsarchiv Hamburg, Sozialbehörde I AF 8372, Polizeibehörde II 446

die das »Verschwinden« dieser Bevölkerungsgruppe in der NS-Zeit billigend in Kauf nahmen, weil es ihnen, aufgehetzt durch die Rassenideologie, wichtig war, dass ihre Region »zigeunerfrei« wurde.

Aber es gab vor der NS-Zeit auch nachbarschaftliche Kontakte zwischen deutschen Sinti und Roma und den Deutschen der Mehrheitsbevölkerung, manchmal auch Freundschaften. Durch den Holocaust ist allerdings ein Graben entstanden, der erst sehr allmählich überwunden wird. Damit ein akzeptierendes Zusammenleben gelingen kann, muss die Mehrheitsgesellschaft ihre Mitverantwortung dafür erkennen. Was geschehen ist, lässt sich nicht »gut-machen«, aber für das, was jetzt geschieht, ist jeder mitverantwortlich. Das Angebot, gleichberechtigt zum gesellschaftlichen und politischen Leben dazu zu gehören, ohne die Aufgabe eigener kultureller Identität, muss allen Minderheiten von der Mehrheitsgesellschaft gemacht werden. Ein kleiner Schritt zum respektvollen Umgang könnte schon sein, die Sinti und Roma so zu nennen, wie sie sich selbst nennen und nicht länger die diskriminierende Fremdbezeichnung »Zigeuner« zu verwenden.

5.

Mit Unterstützung der Überlebenden des Holocaust entstand, angeführt von der nachfolgenden Generation, die Bürgerrechtsbewegung Ende der 1970er Jahre, die politische Selbstorganisation der deutschen Sinti und Roma. In öffentlichkeitswirksamen Aktionen machten sie auf die Methoden rassistischer Sondererfassung auf der Grundlage der Akten aus der NS-Zeit aufmerksam. Sie protestierten gegen die skandalöse Entschädigungspraxis und wehrten sich gegen die diskriminierende Darstellung einer ganzen Bevölkerungsgruppe in den Medien. Der Hungerstreik in der KZ-Gedenkstätte Dachau 1980, die Demonstration gegen die polizeiliche Sondererfassung vor dem Bundeskriminalamt in Wiesbaden 1983 und der Protest gegen die Praxis der Entschädigung vor dem Regierungspräsidium in Köln 1985 erregten auch international Aufsehen.

Diese Aktionen leiteten zwar noch kein schnelles Umdenken in den Behörden und in der Bevölkerung ein, setzten aber ein Zeichen und richteten die Aufmerksamkeit erstmalig auf den Holocaust an den Sinti und Roma und auf die Tatsache, dass auch sie wie die Juden aus rassistischen Motiven verfolgt und in den Konzentrationslagern ermordet worden waren.

Im Februar 1982 erfolgte die Gründung des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma mit Sitz in Heidelberg, ihr Vorsitzender wurde Romani Rose, der auch aus Gründen persönlicher Betroffenheit die Aufgabe übernahm. Dreizehn unmittelbare Verwandte von Romani Rose waren während des Nationalsozialismus in Konzentrationslagern ermordet worden, darunter die Groß-

eltern in den Konzentrationslagern Auschwitz und Ravensbrück. Er vertritt bis heute die nationalen wie internationalen Interessen der in Deutschland lebenden Sinti und Roma und wird dabei unterstützt von den inzwischen nur noch wenigen Überlebenden des Holocaust, deren lebenslanges Anliegen es ist, die Mehrheitsgesellschaft an den Völkermord an ihrer Minderheit zu erinnern. Eine der Hauptaufgaben besteht zudem darin, Fälle von Ausgrenzung und Diskriminierung durch die Mehrheitsgesellschaft öffentlich zu machen und dafür zu sorgen, dass Sinti und Roma als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft respektiert werden. 16 regionale Mitgliedsvereine gehören der Dachorganisation an. Kurz nach der Gründung des Zentralrats empfing der damalige Bundeskanzler Helmut Schmidt eine Delegation von Überlebenden zusammen mit Romani Rose und erkannte öffentlich in völkerrechtlich bedeutsamer Weise die NS-Verbrechen an den Sinti und Roma aus Gründen der so genannten Rasse an. Das war ein erster wichtiger Erfolg der unermüdlichen Öffentlichkeitsarbeit des Zentralrats. Romani Rose zusammen mit seinen Mitarbeitern kommen dabei große Verdienste zu, und zwar nicht nur im Hinblick auf die Unterstützung der Sinti und Roma bei Problemen hinsichtlich von Entschädigungsansprüchen oder gesellschaftlicher Benachteiligung, sondern auch in Bezug auf die Mehrheitsgesellschaft, die in ihm einen unbittlichen, aber dennoch auf Ausgleich und Verständigung bedachten Gesprächspartner hat.

Zu Beginn der 1990er Jahre wurde das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg eingerichtet, wo seit März 1997 eine Dauerausstellung zum NS-Völkermord an den Sinti und Roma zu sehen ist. Auf Initiative des Dokumentationszentrums geht auch die 2001 eröffnete Dauerausstellung in der Gedenkstätte Auschwitz zurück. Eine Wanderausstellung wurde bereits in vielen deutschen Städten gezeigt, die englischsprachige Wanderausstellung hat internationale Aufmerksamkeit gefunden. Sie wurde der Öffentlichkeit u.a. bei den Vereinten Nationen in New York sowie in vielen europäischen Städten vorgestellt.

6.

Weniger noch als die Verbrechen an den Juden sind die Verbrechen an den Sinti und Roma geahndet worden. Der SS-Rottenführer Pery Broad war 22 Jahre alt und damit zwei Jahre jünger als Walter Winter, als er im so genannten Zigeunerlager nicht zuletzt wegen seiner unkalkulierbaren Persönlichkeit Angst und Schrecken verbreitete. Er kam 1945 in britische Kriegsgefangenschaft, aus der er 1947 entlassen wurde. 1959 wurde er verurteilt, aber gegen Kautions entlassen. In einem erneuten Verfahren im Frankfurter Auschwitz-Prozess wurde er 1965 wegen seiner Mittäterschaft bei der Selektion an der

Rampe, wegen Folterungen bei Verhören und wegen Teilnahme an Exekutionen zu vier Jahren Haft verurteilt. Er starb 1994.

Johann Schwarzhuber, Schutzhaftlagerführer, wurde 1947 zum Tode verurteilt und hingerichtet. Gerhard Palitzsch, der zeitweilig Leiter des »Zigeunerlagers« war, wurde von den NS-Behörden wegen seiner Kontakte zu weiblichen Gefangenen »Rassenschande« vorgeworfen. Er wurde von einem SS-Polizeigericht zum Tode verurteilt, begnadigt und in eine Bewährungseinheit strafversetzt. 1944 starb er vermutlich bei Kämpfen in Ungarn.

Der KZ-Arzt Josef Mengele hielt sich bis zu seiner Flucht nach Südamerika 1949 vier Jahre lang mit Unterstützung seiner Familie in der Gegend seines Heimatortes Günzburg versteckt. Er lebte unter falschem Namen in Argentinien, kehrte sogar zu Besuchen unbehelligt nach Deutschland zurück, floh aufgrund eines erstmaligen Haftbefehls 1959 von Argentinien zunächst nach Paraguay und schließlich nach Brasilien. Dort ist er vermutlich bei einem Badeunfall 1979 ums Leben gekommen. Für die Morde an Hunderttausenden Häftlingen und die Menschenversuche an Kindern und Erwachsenen ist er nie verurteilt worden. Ebenso entgingen andere der Verurteilung, die aktiv oder billigend an den Morden in den Konzentrationslagern beteiligt waren oder die ihre Macht an wehrlosen Häftlingen, auch an Kindern, ausließen oder die als Wehrmachtangehörige Verbrechen aus rassistischen Motiven begangen haben. Viele von ihnen führten nach 1945 ein wohl situiertes Leben in ihren alten Berufen als Ärzte, Anwälte oder auf anderen Gebieten, häufig noch ausgestattet mit einer Pension aufgrund ihrer Zugehörigkeit zur Wehrmacht oder anderen Organen eines verbrecherischen Staates. Für diese Zahlungen haben sie nicht kämpfen müssen wie oft die Opfer des Holocaust.

Nach einem Ermittlungsantrag des Zentralrats der Deutschen Sinti und Roma 1985 wurde Ernst August König, SS-Rottenführer und Blockführer im »Zigeunerlager«, 1991 vom Landgericht Siegen wegen mehrfachen Mordes an Häftlingen zu lebenslanger Haft verurteilt. Er beging in der Haft Selbstmord.

Dr. Robert Ritter und seine Assistentin Eva Justin, die den Völkermord an den Sinti und Roma durch die Erfassung nahezu aller Angehörigen der Minderheit systematisch vorbereiteten, wurden nie verurteilt. Im Gegenteil, beide wurden Angestellte in behördlichen Institutionen der Bundesrepublik. Eva Justin avancierte zur »Expertin« für »Zigeunerfragen«, deren Urteil von bundesdeutschen Regierungsstellen geschätzt wurde. Hermann Arnold, der mit Robert Ritter kooperiert hatte und in der Bundesrepublik als Amtsarzt des Gesundheitsamtes in Landau tätig war, profilierte sich nach 1945 als »Zigeunerfachmann« mit Hilfe des Materials der »Rassehygienischen Forschungsstelle«. Er konnte seine rassistische Haltung gegenüber den Sinti und

Roma als »Sachverständiger« u.a. beim Innen- und Familienministerium des Bundes, beim Bundeskriminalamt und bei der »Katholischen Zigeuner- und Nomadenfürsorge« bis Ende der 1970er Jahre einbringen. So forderte er u.a. Jahrzehnte nach dem Völkermord rassistische Sondergesetze. Sophie Ehrhard erfasste, kategorisierte und selektierte als Anthropologin Sinti und Roma im Auftrag von Robert Ritter während der NS-Zeit. Mit Hilfe von Fördergeldern der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) veröffentlichte sie u.a. 1969 einen Artikel über »Zigeunerschädel« und 1974 einen Aufsatz über »Handfurchen bei Zigeunern«.

Es ist anzunehmen, dass gegenwärtig die offene Diskriminierung der Sinti und Roma durch die Behörden seltener geworden ist, allerdings lehnen 68% der Deutschen 1994 laut einer Emnid-Umfrage Sinti und Roma als Nachbarn ab. Damit wird ihnen mit deutlich stärkerer Ablehnung begegnet als Türken, Polen, Menschen aus arabischen oder afrikanischen Ländern oder Juden. Das hindert manche Angehörige der Mehrheitsgesellschaft aber nicht daran, ihre Wohnung mit romantisierenden und klischeehaften Bildern dieser Minderheit zu schmücken, »Zigeunermusik« zu hören und in der Mode etwa dem »Gipsy-Look« zu folgen. Nicht selten werden auf Frauen dieser Minderheit Phantasien projiziert und ihnen magische Kräfte unterstellt. Menschen, die seit Generationen in Deutschland leben oder auch die, die in diesem Land Schutz vor Krieg und Vertreibung suchen, wird aus Gründen eigener Angst vor dem Anderen mit Vorurteilen begegnet und mit größter Aufmerksamkeit nach deren Bestätigung gefahndet. Oft genügte es zu erkennen, dass es diese Angst ist, die den Blick für die Wirklichkeit verstellt und die »Anderen« wie wir selbst sind, und zwar mit allen menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten.

7.

Wie in Gesellschaft und Politik wurde der Völkermord an den Sinti und Roma auch von der Wissenschaft jahrzehntelang weitgehend ignoriert. Bezeichnenderweise befassten sich zwei englische Wissenschaftler, Donald Kenrick und Grattan Puxon, als erste mit der Verfolgung der Sinti und Roma in der NS-Zeit und veröffentlichten 1972 in England das Buch »The Destiny of Europe's Gypsies«, das neun Jahre später unter dem Titel »Sinti und Roma. Die Vernichtung eines Volkes im NS-Staat« ins Deutsche übersetzt wurde. Damit setzte allerdings keine umfassende Aufarbeitung des nationalsozialistischen Völkermords an den Sinti und Roma durch deutsche Historiker ein. Die Erforschung des Holocaust an den Juden stand weiterhin im Mittelpunkt. Vereinzelt erschienen Publikationen zum Völkermord an den Sinti und Roma in den 1980er Jahren, und erst ein Jahrzehnt später wandten sich einige His-

toriker dem Thema zu. Inzwischen, 60 Jahre nach dem Holocaust an dieser deutschen Minderheit, liegen verschiedene Regionalstudien, Aufsätze und zunehmend umfassendere Studien auch als universitäre Abschlussarbeiten oder Dissertationen vor.

In einigen Publikationen der vergangenen Jahre tauchen indirekt oder sogar direkt formuliert die Vorurteile auf, die Grundlage der Verfolgung waren. In solchen Veröffentlichungen werden die Gründe für die Verfolgung und letztlich für die Ermordung auf das Verhalten der Opfer selbst zurückgeführt. Die Verfolgung der Sinti und Roma wird von diesen Historikern zwar nicht ausdrücklich gerechtfertigt, die tatsächlich rassistische Motivation aber geleugnet. Historiker haben durch ihr jahrzehntelang fehlendes Interesse an der Aufarbeitung der rassistisch motivierten Verbrechen in der NS-Zeit an der Minderheit der Sinti und Roma letztlich eine gewisse Mitverantwortung für ihre Ausgrenzung und Diskriminierung bis in die Gegenwart. Die Themen der Wissenschaft prägen die öffentliche Wahrnehmung. In diesem Sinne ist besonders auch Historikern, die an den Universitäten lehren, vorzuwerfen, dass sie den Studenten wesentliche Informationen über nationalsozialistische Verbrechen vorenthalten haben. Dies wiederum hat Auswirkungen auf die Schule, die Medien und letztendlich auf das gesellschaftliche Bewusstsein.

8.

Auch die Kirchen, besonders die katholische Kirche, der die meisten Sinti in Deutschland angehören, haben sich nicht zu ihrer Mitverantwortung für die Verfolgung der Sinti und Roma bekannt und somit auch dazu beigetragen, dass diese deutsche Minderheit oft bis in die Gegenwart unter Ausgrenzung und Diskriminierung zu leiden hat. Bis heute hält die Katholische Kirche an der Einrichtung einer speziellen »Zigeunerseelsorge« ebenso fest wie an der Verwendung der Fremdbezeichnung »Zigeuner« und der Einordnung dieser Minderheit als »Nomaden«. Damit bleibt die Kirche nicht nur Klischees und Stereotypen verhaftet, sondern verstärkt die Mechanismen der Ausgrenzung und schürt Vorurteile. Sinti und Roma brauchen keine karitative »Sonderbehandlung« durch die Katholische Kirche, sondern Gleichbehandlung auf allen gesellschaftlichen Ebenen.

Unrecht ist nicht etwas, das Menschen nur in der Vergangenheit, in der NS-Zeit, angetan wurde, Unrecht geschieht auch heutzutage. Aufklärung über die Vergangenheit bleibt gesellschaftlich bedeutungslos, wenn sie nicht zu einem klaren Blick auf Geschehnisse in der Gegenwart führt. Die Überlebenden setzen sich dem schmerzlichen Prozess der Erinnerung und des Berichts über das, was man ihnen angetan hat, nicht aus, weil sie in die Geschichte einge-

hen, sondern weil sie uns den Blick für die Gegenwart schärfen wollen. Sie fordern uns auf, nicht nur an Gedenkveranstaltungen teilzunehmen, sondern auch einzugreifen, wenn Menschen diskriminiert und benachteiligt werden, wenn Unrecht in der Nachbarschaft oder auch in den Nachbarländern geschieht. Im Informationszeitalter können wir uns nicht mehr darauf zurückziehen, nichts gewusst zu haben. Für das, was geschehen ist, können wir Informations- und Gedenkveranstaltungen ausrichten, für das, was geschieht, sind wir mitverantwortlich.